

# TIER UND MENSCH

Georg Sigmund

## Die Frage

Daß zwischen Tier und Mensch ein Unterschied besteht, ist außer Frage. Aber ob dieser Unterschied lediglich ein solcher des Grades ist, der also durch Steigerung des qualitativ Gleichen von unten her überbrückt werden kann, oder ob er ein Wesensunterschied ist, der eine unüberbrückbare Kluft reißt, ob beim Menschen etwas Neues anhebt, das durch keine Steigerung des bloß Tierischen weder faktisch noch grundsätzlich erreicht werden kann — das ist die erregende Frage, die seit der französischen Aufklärung dem philosophierenden Menschen den Atem beraubt, um die mit leidenschaftlicher Heftigkeit in breiten Kreisen gekämpft worden ist, die zu klären der empirische Forscher wie der Philosoph immer wieder tiefer und gründlicher angesetzt haben. An einer eindeutigen abschließenden Antwort auf diese Frage lag deshalb so viel, weil davon zugleich die Antwort auf die andere Frage abhängt, was eigentlich der Mensch selber sei. Diese Frage gab dem Streit um den Sensualismus seine Schärfe; denn eben der Sensualismus versuchte von oben her den Unterschied einzuebenen mit der Behauptung, menschliches Denken sei nichts Eigenständiges, sondern nur eine besondere Ausgestaltung (Komplexion) von Sinneswahrnehmungen und ihrer Verarbeitung. Zwar habe ein Tier in seinem Seelenleben noch nicht die menschliche Stufe erreicht, doch dürfe diese ihm nicht grundsätzlich als verschlossen gelten. Vor allem die besondere Ausbildung der beiden höheren Sinne, Gesicht und Gehör, wie die assoziative Kombination der Gesichtsbilder und Gehörbilder bringe das beim Menschen hervor, was als Denken sein besonderes Eigentum zu sein scheine. Würde nun ein Mensch seiner höheren Sinne beraubt, so müsse er notwendig auf die Stufe des Tieres zurücksinken. So konstruierte LA METTRIE 1745 in seiner „Histoire naturelle de l'âme“ einen Fall, in dem beide höheren Sinne ausfallen, also einen Fall von Taubstummblindheit und behauptete, einem solchen Menschen müsse jegliches begriffliche Denken fehlen. Noch bis in unsere Zeit hat dieser Sensualismus seine Vertreter gehabt. Auf Grund seines sensualistischen Vorurteiles konnte sich der bedeutende amerikanische Psychologe WILLIAM JAMES nicht dazu entschließen, einen tatsächlich beobachteten Fall von Taubstummblindheit mit begrifflichem Denken ernst zu nehmen.

Für die darwinistische Entwicklungslehre wurde die Frage nach dem Wesen des Unterschiedes zwischen Tier und Mensch zu einer Entscheidungsfrage, um die leidenschaftlich gerungen wurde. In seinem Werke „Die Abstammung des Menschen“ tritt CHARLES DARWIN im zweiten Kapitel der Ansicht entgegen, nur der Mensch gebrauche Werkzeug und

Feuer und versucht an Hand eigener und fremder Beobachtungen den empirischen Nachweis zu erbringen, daß der vermeintliche Vorrang des Menschen, allein Werkzeuge zu gebrauchen, nicht zu Recht bestehe. Aus der Gemeinsamkeit des Werkzeuggebrauches bei Mensch und Tier leitet Darwin eine besondere Stütze für seine These her, das Tier besitze ebenso wie der Mensch Vernunft. Ihm folgte ALFRED BREHM, dessen „Tierleben“ zu einem verbreiteten Volkswerk geworden ist. Vor allem in der ersten Auflage sind Belege für die „Vernünftigkeit“ des Affen zusammengetragen. Freilich blieb auch der Widerspruch nicht aus (z. B. L. NOIRÉ). Er bezeichnete die angeführten Berichte als Fabeln und Falschmeldungen. „Das Tier ist Sklave seiner Organe, der Mensch Herr seiner Werkzeuge . . . Nur der Mensch besitzt Vernunft und Sprache.“<sup>1)</sup>

In der Sicht der Entwicklungslehre spitzte sich die Frage nach dem Verhältnis von Tier und Mensch zu der Frage nach dem Verhältnis von Affe und Mensch zu. Vor allem wandte sich das Interesse dem Seelenleben der „Edelgeschöpfe“ (SOMBART), der „Menschenaffen“ zu — schon die Bezeichnung „Menschenaffe“ ist ja suggestiv genug. Unbefangen dehnte man den Entwicklungsgedanken auch auf das seelische Leben aus. So mußten die Menschenaffen am weitesten in der psychischen Entwicklung vorangeschritten sein. Von hier aus mußte sich am ehesten die Kluft zwischen Tier und Mensch überbrücken lassen.

Unvereinbar mit der alten Wertung des Menschen schien sich die rein zoologische Wertung des Menschen durchzusetzen. Im zoologischen System, wie es der Schwede LINNÉ aufgestellt hatte, erschien der Mensch als letzte Ausprägung, als Spitze der Wirbeltier-Säugetier-Reihe. Er gehörte danach zu den „Primaten“, den „Herrentieren“. Wird rein mit den Maßen des zoologischen Systemes gemessen, so steht ja der Affe dem Menschen viel näher als dem Einzeller. Er ist mit ihm „verwandt“ — was lag näher als diese Verwandtschaft als abstammungsmäßige Blutsverwandtschaft auszulegen? Auf der anderen Seite aber streckte die alte Wertung des Menschen keineswegs ihre Waffen. Sie verteidigte die Sonderstellung des Menschen in der Welt, in der er der einzige Träger des Geistes ist, womit er fähig ist, durch die Hüllen der Erscheinungen hindurch das „Was“ der Dinge selbst zu ergreifen. Dadurch trennt er sich von allem bloß Tierischen. Er ist der Mensch, während Einzeller und Affe, trotz der größten Verschiedenheit des Körperbaues, wegen ihres gemeinsamen Mangels an Geist doch eben Tiere bleiben.

So standen sich unausgleichbar zwei völlig verschiedene Wesensbegriffe vom Menschen einander gegenüber. Hier Klarheit zu schaffen, war eine der Aufgaben, die die Versuche WOLFGANG KOHLERS mit Schimpansen auf Teneriffa hatten. Die Preußische Akademie der Wissenschaften unterhielt von 1912 bis 1920 auf Teneriffa eine Menschenaffenstation für tierpsychologische Forschungszwecke. Mit der wissenschaftlichen Beobachtung und Intelligenzprüfung dieser Schimpansen wurde WOLFGANG KOHLER beauftragt. Statt den langen Streit über das Wesen des Unterschiedes von Mensch und Tier zu einem klärenden Ende zu bringen, haben die Ergebnisse seiner sorgfältig angelegten Versuche diesen Streit vielmehr erst recht aufflammen lassen. „Seit W. KOHLER seine auf der deutschen Versuchsstation in Teneriffa mit erstaunlicher Geduld, Genauigkeit und Ingeniosität vorgenommenen langjährigen Versuche mit Schimpansen veröffentlicht hat, ist dieser Streit nicht verstummt, an dem sich fast alle Psychologen beteiligt haben“ — sagte MAX

SCHELER vor zwanzig Jahren.<sup>2)</sup> Bezeichnenderweise gelingt auch Scheler keine klare Stellung und Entscheidung in dieser Frage. Auf der einen Seite ist es ihm unbestreitbar, daß KOHLER bei seinen Versuchstieren einfachste Intelligenzhandlungen festgestellt hat. Dann aber wird doch wieder ein Wesensunterschied statuiert: ein neues Prinzip, das außerhalb alles dessen steht, was bloßes Leben und Psyche ausmacht, macht den Menschen zum Menschen, „eine echte neue Wesenstatsache“ (35), die nicht eine Fortsetzung des psychischen Lebens, wie es das Tier besitzt, darstellt, sondern im Gegensatz dazu steht. Dieses neue Prinzip ist der „Geist“. Dadurch aber, daß er tierische Intelligenzleistungen anerkannt hat, sieht er sich gezwungen, „Intelligenz“ von Geist zu trennen! Wenn auch nicht so einseitig wie L. KLAGES stellt SCHELER Geist und Leben doch in einen scharfen Gegensatz. Ja er zerreißt die menschliche Einheit, um dem Menschen auf der einen Seite eine bloße „Leibseele“ zuzuschreiben, die er in gleicher Weise wie das Tier besitzt. Für die menschliche Leibseele ohne Geist freilich ist keine gesonderte Erklärung erforderlich. So kann SCHELER sagen: „Den Menschen seinem Seelenleben nach mehr als gradweise vom Tier zu trennen, seiner Leibseele eine besondere Art von Herkunft und künftigem Schicksal zuzuschreiben, wie es der theistische Kreatianismus und die herkömmliche Lehre von der Unsterblichkeit tut, dazu besteht nicht der mindeste Grund“ (72). Hier ist nur von „Leibseele“ die Rede; was aber der „Geist“ im Menschen ist, da „doch beide Prinzipien aufeinander angewiesen sind“ (74), darauf bleibt uns SCHELER die Antwort schuldig. Auch SCHELERS eigenwilliger und geistvoller Vorschlag vermag nicht die Lösung zu bringen und vermehrt nur die Ratlosigkeit heutiger Psychologie und Philosophie in der Frage nach dem Wesen des Unterschiedes von Tier und Mensch.

Die Ergebnisse der KOHLERSCHEN Intelligenz-Prüfungen an Schimpansen sind allgemein bekannt und in breitester Öffentlichkeit erörtert worden, so daß wir hier keine eingehende Darstellung zu geben brauchen. Der beim Menschen übliche Weg zur Prüfung der Intelligenz, der Weg über die Sprache, war beim Affen unmöglich, da ja Affen keine Sprache besitzen. Ein anderer Weg mußte deshalb beschritten werden. Köhler wählte die Frage nach dem Werkzeuggebrauch. Er schuf Situationen für die Tiere, in denen sie ein stark erregendes Ziel lockte, sie aber nicht direkt dieses Ziel erreichen konnten. Doch blieb ein indirekter Weg offen. Die Situationen wurden schlicht und den Tieren angepaßt gewählt. In der Schwierigkeit einer Lage, da ein Ziel lockte und es doch sich nicht unmittelbar erreichen ließ, hatte nun ein Tier unter Beweis zu stellen, wieweit es sich doch „Rat wußte“, wieweit seine Fähigkeiten reichten, die Lage zu durchschauen, um einen Ausweg zu finden und das Ziel trotz der Hindernisse zu erlangen.

Es zeigte sich, daß Schimpansen es wohl verstehen, eine nicht unmittelbar erreichbare Banane mittels Fäden heranzuziehen, auch wenn der richtige Faden aus anderen herausgesucht werden mußte. Mit „affenartiger Geschwindigkeit“ klettern sie auf einen zufällig unter der Banane einhergehenden Wärrer hinauf, um den begehrten Gegenstand von der Käfigdecke herunterzureißen. Mit Stöcken angeln sie. Kisten bauen sie aufeinander; doch sind solche Türme sehr wacklig und müssen von anderen Affen gehalten werden. Als Glanzleistung gilt das Ineinanderstecken von zueinander passenden Rohrstücken — freilich kein selbstgefundenes, sondern nachgemachtes —, um mit dem so künstlich verlängerten Stock die lockende Frucht herunterzu-

schlagen. Einmal benutzte ein Schimpanse eine offenstehende Tür, um hinaufzuklettern und sich so die darüber befestigte Banane zu holen. Während des Hinaufkletterns drehte sich die Tür in den Angeln, wodurch die Banane unerreichbar wurde. Der Affe stieg herab, stellte die Tür wieder in den richtigen Winkel, um nachher erfolgreich ein zweites Mal hinaufzuklettern. Zur Lösung der gestellten Aufgaben war sichtlich eine gewisse „Überlegung“ erfordert. Sie endete in dem charakteristischen Erlebnis des „Ich hab's!“, in dem Erlebnis, dem die Psychologen die Bezeichnung „Aha-Erlebnis“ (BUHLER) gegeben haben. War die Lösung gefunden, so erübrigte sich sinnloses Probieren. In einem Zuge wurde die Handlung durchgeführt. Also zeigen die Schimpansen einsichtiges Verhalten von der Art des beim Menschen bekannten — diesen Schluß zog KOHLER selbst aus seinen Versuchsergebnissen. Echter „Werkzeuggebrauch“ war nicht mehr zu leugnen.

Die Gründlichkeit und Exaktheit der Köhlerschen Versuche wurde allgemein anerkannt, aber damit wurde noch nicht allgemein seine Deutung angenommen. In der jahrelangen Diskussion, die sich daran anschloß, zeigte es sich vor allem, wie sehr klare Maßstäbe, saubere Grundbegriffe (Kategorien!), vor allem ein sauberer Begriff von Intelligenz fehlten. Auf der einen Seite standen die, denen die Sonderstellung des Menschen in der Welt der Lebewesen zu deutlich war: sie wollten dem Menschen Intelligenz und Wahl vorbehalten und sie dem Tiere absprechen. Auf der anderen Seite standen die, die einen letzten Unterschied zwischen Tier und Mensch ablehnten; zu ihnen gehörten alle Evolutionisten, die des Darwinismus wie des Lamarckismus. Sie sprachen schon dem Tiere echte Intelligenz zu.

Von einer anderen Seite wird heute der Unterschied zwischen Tier und Mensch eingeebnet. Die Instinktforschung, die sich zunächst nur um die tierischen Instinkte kümmerte und rein biologisch vorging, kam zu dem Ergebnis, daß die bloß biologische Betrachtung des tierischen Instinktes unzureichend ist. Sie muß ergänzt werden durch eine im eigentlichen Sinne psychologische Betrachtung. So hat sich als neuester Zweig der Biologie die „Tierpsychologie“ entwickelt. Ihr kommt entgegen die menschliche Psychologie, die sich erst in jüngster Zeit für die „Animalismen“ des Menschen zu interessieren anfang und fand, daß sich auch noch beim Menschen weithin „instinktives Seelenleben“ vorfindet. Dadurch kommt es auch hier zu einer Annäherung von Mensch und Tier, die lediglich durch Stufen voneinander getrennt erscheinen. So heißt es in einer tierpsychologischen Studie, die eben erschienen ist: „In der Aufnahme des Instinktbegriffes in die Psychologie des Menschen gibt sich die Synthese zweier Disziplinen zu erkennen, die schon seit langem konvergieren. Handle es sich um Sinnesfunktionen, Wahrnehmungen, Gedächtnisphänomene, Intelligenzleistungen oder was sonst auch — immer deutlicher trat zutage, daß zwischen den psychischen Äußerungen des Menschen und der Tiere nur Stufenunterschiede vorhanden sind. Aber diese Ergebnisse dürfen nur als eine Vorbereitung dessen gewertet werden, was sich erst in unserer Gegenwart durch die Begegnung der Tierpsychologie und Humanpsychologie in der Psychologie des Triebens zu vollziehen beginnt.“<sup>3)</sup> Die neue Tierpsychologie beachtet nicht nur wie die bisherige Instinktforschung die biologische Bedeutsamkeit des Instinktes, sondern sieht im Tier ein handelndes Subjekt. Die Scheu des „Behaviorismus“, dem Tier psychische Eigenschaften zuzuschreiben, ist überwunden. Man sieht heute hierin keinen Anthropomorphismus mehr, son-

dern eine sachliche Notwendigkeit. Dem Tier sind in den naturhaften Antrieben Mittel zur Daseinsbewältigung gegeben, die es keineswegs nur schematisch anwendet, sondern die es vielmehr konkret der jeweils einmaligen Lage anzupassen versteht. Dieser Beseelung des Tieres durch die neueste Tierpsychologie kommt von der anderen Seite her die menschliche Tiefenpsychologie der letzten Jahrzehnte entgegen; sie schob das Triebleben des Menschen in den Vordergrund und wies nach, daß naturhafte Antriebe das gesamte Seelenleben des Menschen durchwalten. Sie steigen aus dem Dunkel des Unbewußten in ein dämmeriges Vorbewußtes und stellen auch für die bewußten Handlungen die meist unbekannt bleibende Quelle dar. Auch das gesamte höhere seelische, selbst das geistige Leben des Menschen, Kultur, Wissenschaft und Religion erscheinen in der Sicht dieser Trieberklärung als Transformationen, Umbildungen, „Sublimierungen“ von Triebquanten.

Von einer dritten geistigen Strömung wird in der Gegenwart der Wesensunterschied zwischen Mensch und Tier in Frage gestellt und in einen Gradunterschied verwandelt. Nicht erst — wie man heute oft meint — die genau beobachtende Forschung der Gegenwart ist dahinter gekommen, sondern auch schon früher wußte man es, daß zwischen Tierleib und Menschenleib, wenn man sie als biologische Konstruktionstypen miteinander vergleicht, ein scharfer Hiatus besteht. Der tierische Leib, seine Ausstattung mit Organen und Antrieben ist eindeutig hingeordnet auf eine bestimmte Umwelt. Beides, Umwelt und biologische Ausstattung des Tieres sind „spezifisch“ aufeinander bezogen. So etwa sind die Menschenaffen spezifisch auf das Baumleben im tropischen Urwald bezogen. Kletterhand mit rückgebildetem Daumen, Greiffuß, lange Arme, kurze Beine, Eckzahn, Haarkleid usw. sind auf das Baumleben spezifisch abgestellt. So geschickt sie sich in den Bäumen bewegen, an den Ästen zu hangeln verstehen, so ungeschickt sind sie neben dem Menschen auf ebener Erde. Das Sich-Bewegen auf ebener Erde ist eben nicht ihr Lebens-„Element“. Deshalb geht ihnen auch ein Sinn ab für Feststehen und Festbauen. Bezeichnenderweise gelang es den Schimpansen KOHLERS nicht, drei Kisten solide aufeinander zu stellen. Sie brauchen eben in ihrem ewig schwankenden Baumleben kein solides festes Bauen und benötigen deshalb auch keinen „Sinn“ dafür.

Im Unterschied vom Tier fehlt dem Menschen eine besondere Anpassung an eine bestimmte Umwelt. Er ist biologisch gesehen ein „Mängelwesen“. Seine Hand ist ein „allgemeines“ Organ, keine Greifhand, keine Kletterhand, auch keine Grabschaufel oder sonst etwas. Ihm fehlt ein Haarkleid, das ihn schützt. Er ist darauf angewiesen, sich selbst Kleidung zu bereiten, das selbst zu ergänzen, was die Natur ihm versagt hat. Sein Gebiß ist ebenso „allgemein“; es ist weder das Gebiß eines reißenden, noch das eines nagenden Tieres, noch das Gebiß eines mahlenden Pflanzenfressers. Infolge mangelnder Ausstattung mit festen erblichen Instinkten ist das Menschenkind überaus lange hilflos und auf fremde Hilfe angewiesen. Ein junges Kücken dagegen ist mit einer Reihe erblich fester Instinkte ausgestattet und vermag bald nach dem Ausschlüpfen sich selbst seine Nahrung zu suchen. Wie lange Jahre aber bleibt das Menschen-„Junge“ unselbständig! Um trotz dieser mangelhaften Organanpassung an die Umwelt den Lebenskampf zu bestehen, mußte der Mensch einen „Ersatz“ ausbilden. Er war — so könnte man mit der Individualpsychologie ALFRED ADLERS sagen — gezwungen, seine allgemeine konstitutionelle Organminderwertigkeit zu kompensieren. Da-

durch entstand als „spätes Surrogat“ (SCHELER) für mangelnde Organaspezialisierung der „Geist“. Hier wird der Geist zum biologischen Ersatzorgan. So hatte bereits ALSBERG, ein Schüler SCHOPENHAUERS, die Abzweigung des Menschen vom Tierreich verständlich zu machen versucht. Ausgehend von der Erkenntnis, daß den Menschen die Kultur vom Tierescheidet, vermeinte er „das Prinzip der Menschlichkeit“ darin zu finden, daß es der Mensch verstanden habe, seine Organe aus dem Lebenskampf um Selbst- und Arterhaltung „auszuschalten“ zugunsten seines besonderen menschlichen Werkzeuges, der Sprache und der Begriffsbildung. Dabei wird Sprache und Begriff eine Abkürzungs- und Ersparnisfunktion zugeschrieben. Nicht die Vernunft habe die Sprache geschaffen, sondern die Sprache die Vernunft. Verbunden mit der steigenden „Vergehirnlichung“ des Menschen sei dadurch die mangelnde Organanpassung wettgemacht worden.

Dieser Biologismus ist in der Gegenwart durch ARNOLD GEHLEN erneuert worden. Er besagt: Geist ist nur ein „biologischer Ersatz“, darüber hinaus nichts Eigenständiges, Besonderes. Er ist im Grunde nur eine sonst nicht vorkommende biologische Ausstattung, nur darauf abzielend, dem Menschen Lebensbewältigung zu ermöglichen, wie Klauen, Tatzen, Hörner, Raubtiergebiß usw. dem Tiere seine Lebensbewältigung ermöglichen. ARNOLD GEHLEN glaubt in seinem Werk „D e r M e n s c h“ (1940) damit auf einen bisher unbeachteten Tatbestand gestoßen zu sein. Als Vorgänger erkennt er nur HERDER an. Doch ist das ein historischer Irrtum. Längst früher hatte man diesen Unterschied in der biologischen Ausstattung zwischen Tier und Mensch bemerkt. Selbst ein Denker wie PLATON, dem man gern das Pathos eines die Kleinwelt der empirischen Wirklichkeit nichtbeachtenden und überfliegenden Idealismus zuschreibt, spricht diesen Unterschied — freilich eingekleidet in eine mythische Darstellung — aus. Im Dialog „PROTAGORAS“ läßt er den PROTAGORAS die Meinung vertreten, die Menschen seien von den Göttern aus Erde und Feuer geschaffen, aber wie alle Geschöpfe von PROMETHEUS und EPIMETHEUS mit Gaben ausgestattet worden. Auf Bitten des Bruders habe PROMETHEUS diese Arbeit seinem Bruder überlassen. Nun habe EPIMETHEUS zuerst alle Tiere versorgt. Dem einen habe er Schnelligkeit ohne Stärke, dem anderen Kraft und Ueberlegenheit, wieder einem anderen besondere Waffen oder Kleinheit und Unauffälligkeit verliehen, jedem etwas Besonderes, so daß sich jede Art dadurch in ihrem Daseinskampfe am Leben erhalten konnte. Am Schlusse aber habe er für den Menschen nichts mehr von seinen Gaben übrig gehabt. Als Folge davon sei der Mensch, bar aller natürlichen Gaben, in die Welt getreten, nackt, unbeschuht, unbewaffnet und schutzlos. Da sei PROMETHEUS gekommen, das Werk seines Bruders zu betrachten. Zur Rettung seines Geschlechtes habe Prometheus die kunstreiche Weisheit des HEPHAISTOS und der ATHENE wie das Feuer stehlen müssen, damit so der Mensch durch Geschick und Einsicht ersetzen könne, was ihm an natürlichen Mitteln mangle. Freilich — so fügt der Protagoras des PLATON hinzu und geht damit über den modernen Biologismus hinaus — sei dem Menschen nicht nur die „Techne“ als biologischer Ersatz gegeben. Denn um das menschliche Geschlecht nicht untergehen zu lassen, habe ZEUS ihnen von HERMES noch Scheu, Ehrfurcht und Gerechtigkeit einpflanzen lassen. Durch die Ausbildung der religiösen und bürgerlichen Tugenden hätten sich die Menschen zu einem Staatswesen zusammenschließen können und seien damit erst in der Lage gewesen, als geschlossene Gemeinschaften die Tiere abzuwehren, denen sie einzeln erlegen wären.

Während Geschicklichkeiten nur an Einzelne verteilt worden seien, waren die bürgerlichen Tugenden jedem Menschen zugedacht. Sie seien die erlernbare Voraussetzung für die menschliche Gemeinschaft.

Dieser Erzählung ist unschwer das leichte Gewand des Mythos abzunehmen und ihr eigentlicher Sinn anzugeben. Klar gesehen sind die organische Spezialisiertheit der Tiere, ihre Organanpassung an den Lebenskampf, demgegenüber der Mensch ein typisch unspezialisiertes Lebewesen ist, das den Fährnissen des Lebens nur seine auf Einsicht aufgebaute „Techne“ entgegenzusetzen hat. So entstehen — biologisch notwendig! — die künstlichen Welten der Kultur und des Staates; sie entspringen der Not, dem Bedürfnis. Darüber hinaus aber anerkennt PLATON Sitte, Tradition, Gerechtigkeitssinn, religiöse Scheu als gemeinschaftsbildend — freilich wird auch die Gemeinschaft wieder als biologisch bedeutsam im Lebenskampfe anerkannt.

Auch THOMAS VON AQUIN hat — worauf JOSEF PIEPER<sup>4)</sup> kürzlich aufmerksam gemacht hat — durchaus klar den Unterschied des organangepaßten Tieres an seine besondere Umwelt von der organischen Mittellosigkeit des Menschen, verbunden mit geistgegründeter Offenheit, gesehen, woraus er freilich einen durchaus anderen Schluß zog, den Schluß nämlich, daß der Mensch eine geistige Seele besitzt und sich dadurch wesentlich von allen Tieren unterscheidet. In der Theologischen Summe macht sich THOMAS den Einwand: „Die geistige Seele soll die vollkommenste Seele sein. Wenn nun aber die Körper der anderen Sinnenwesen (Tiere) einen natürlich mitgegebenen Schutz, Haare statt der Kleidung und Hufe statt der Schuhe, wie auch von Natur ihnen eigene Waffen besitzen, wie Krallen, Zähne und Gehörn: dann scheint es doch, die Seele hätte nicht mit einem so unvollkommenen Leibe vereinigt werden dürfen, dem solcherart Hilfen ermangeln.“ Diesem Einwand antwortet THOMAS: „Die geistige Seele hat, da sie das Universale zu fassen vermag, die Kraft zum Unendlichen. Und darum konnte es nicht sein, daß ihr von der Natur festgesetzt würden eindeutig bestimmte instinkthafte ‚Meinungen‘ oder auch bestimmte Hilfen, sei’s zur Verteidigung, sei’s zum Schutz, wie sie den übrigen Sinnenwesen festgesetzt sind, deren Seele nur für gewisse Teilwirklichkeiten die Fassungskraft und das Vermögen hat. Vielmehr besitzt der Mensch an Stelle all dieser Dinge von Natur die Vernunft und die Hände, welche die Werkzeuge der Werkzeuge sind, weil sich der Mensch mit ihrer Hilfe Werkzeuge herzustellen vermag von unbegrenzt vielfältiger Art und zu unbegrenzt vielfältigen Zwecken“ (S. th. I 76,5).

Vor zwei Jahrzehnten noch konnte man die Frage nach dem Wesen des Unterschiedes von Tier und Mensch als ein müßiges Fragespiel von Philosophen betrachten, um das der Mensch sich in seiner Lebenspraxis doch nicht kümmern würde. Die Erfahrung der beiden letzten Jahrzehnte dagegen hat uns in wahrhaft blutig-eindringlicher Weise gelehrt, daß dieses Gedankenspiel ein Spiel mit dem Feuer ist. Von NIETZSCHE über SPENGLER bis zu den Theoretikern des „Dritten Reiches“ gestaltete sich jene biologische Kulturphilosophie, der des Menschen Geist nur als Ergebnis biologischer Entwicklung, Funktion des Blutes galt; mit ihr wurde blutiger Ernst gemacht im „Kampf ums Dasein“, der auf Kosten des Schwächeren zu gehen hat, mit der Beseitigung „lebensunwerten“ Lebens. NIETZSCHE hatte gesagt: „Leib bin ich ganz und gar, und Nichts außerdem; die Seele ist nur ein Wort für ein Etwas am Leibe“ — „Der schaffende Leib schuf sich den Geist als eine Hand des Willens“ (Werke VI, 46 u. 48). SPENGLER führte

Nietzsches Gedanken, der Mensch sei ein Raubtier, weiter: „Die Taktik seines Lebens ist die eines prachtvollen, tapferen, listigen, grausamen Raubtieres. Er lebt angreifend, tötend, vernichtend. Er will Herr sein, seitdem es ihn gibt.“ Schon die Seele des ersten Menschen kannte „den Rausch des Gefühls, wenn das Messer in den feindlichen Leib schneidet, wenn Blutgeruch und Stöhnen zu den triumphierenden Sinnen dringen.“<sup>6)</sup> In der gleichen Linie liegt das oft zitierte Wort des Neukantianers HANS VAHINGER, der erklärt hatte: „Die Menschen sind eine an Größenwahnsinn erkrankte Affenspezies“. Aehnlich hatte sich THEODOR LESSING ausgedrückt: Die Menschheit ist eine „Gattung durch Wissenschaft großenwahnsinnig gewordener Raubaffen.“

Die biologistische Umdeutung der ursprünglich geistbetonten Idee des Menschen als selbstbewußter eigenverantwortlicher Persönlichkeit in das „nicht festgestellte Tier“ (NIETZSCHE), das festzustellen der Uebermensch das Recht hat, hatte in innerer Folgerichtigkeit zu dem „züchtenden Gedanken“ geführt, wie er von NIETZSCHE „entdeckt“ worden war. Erziehung hatte danach durch Züchtung ersetzt zu werden. Dem Uebermenschen als dem Aufsteller neuer Werte-Tafeln wurde das Recht zugesprochen, als „Züchter“ an der Masse der „Viel-zu-Vielen“ seine Zucht-Versuche vorzunehmen. Schon begann man damit im „Dritten Reiche“ — freilich waren es erst „Vor“-Versuche; es ging ja zuerst nur darum, „lebensunwertes“ Leben auszumerzen. Das Lesen nüchterner Berichte der im Namen der Ideologie von Blut und Rasse begangenen „Un-Menschlichkeiten“ verschlägt uns den Atem und zeigt uns, wohin die brutal-nüchterne Konsequenz eines Gedankens führt, der zunächst meist doch nur artistisch-spielerisch ohne Ernst der Bedenklichkeit seiner Folgen aufgestellt wurde.

Im Lichte dieser Konsequenzen, die sich schon zu verwirklichen begannen, leuchtet die unerläßliche Notwendigkeit geistiger Neuorientierung auf. Wir sind gedrängt, die Frage nach dem Wesen des Unterschiedes von Tier und Mensch neu zu durchdenken. Dabei dürfen wir ihn weder an Hand eines rationalistischen Begriffes von Tier und Mensch rein apriorisch festzulegen versuchen, noch auch in der Fülle des von der Tierpsychologie und Menschenpsychologie her überaus reich anfallenden Materiales versinken und das Wesentliche aus den Augen verlieren. Diese zweite Gefahr droht, wenn nicht auf eine Klärung der entscheidenden Kategorien hingearbeitet wird, denn es ist dahin gekommen, daß heute mit der gleichen Bezeichnung von dem einen etwas völlig anderes, ja manchmal fast das Gegenteil gemeint wird als von dem anderen. So ist vor allem der Intelligenzbegriff heute völlig zerfasert und damit fast unbrauchbar geworden. Es ist unerläßlich, im Sinne einer Sauberkeit sprachlicher Bezeichnungen auf ihren ursprünglichen Eigengehalt zurückzugehen.

Wie wir sehen werden, liegt ein entscheidender Fehler in den Versuchen, den Unterschied zwischen Tier und Mensch durch empirische Untersuchungen festzulegen, darin, daß nur ein engbegrenzter Ausschnitt aus dem Verhalten von Mensch und Tier miteinander verglichen wurde, so daß aus der Aehnlichkeit in einem kleinen Bereich bereits auf die Wesensgleichheit im Gesamt geschlossen wurde. Diese Grenzüberschreitung ist immer wieder geschehen. Es tut daher not, mit dem Vergleich von Bildern eines Gesamtverhaltens zu beginnen, um von da in die Einzelheiten vorstoßend die Eigenart des Unterschiedes genauer festzulegen.



### Tierische und menschliche Affenliebe

Wir wählen zum Ausgang einen Vergleich, den schon das alltägliche Leben anstellt, wenn es gewisse Zerrformen von Elternliebe mit „Affenliebe“ bezeichnet. Verächtlich sich abwendend spricht das Volk von „Affenliebe“, wenn eine menschliche Mutter ihr Kind in einer so unvernünftig maßlosen Weise liebt, daß diese „Unvernunft“ dem Lebenspraktiker geradezu in die Augen springt. Getadelt wird, daß eine solche Mutter dem Banne des Naturhaft-Tierischen verhaftet bleibt und sich nicht davon lösen kann, um sich zum eigentlich „menschlichen“ Verhalten zu erheben. Umgekehrt äußern sich Zoo-Besucher, die Gelegenheit haben, Affenmütter in ihrem Umgang mit Affenkindern zu beobachten, entzückt über die hier wahrzunehmende Mütterlichkeit und rufen nicht selten naiv aus: „Wie menschlich!“ Um diese Dinge sauber wissenschaftlich in Griff zu bekommen, müssen wir von unanfechtbaren Einzelbeobachtungen ausgehen.

Sowohl Mensch wie Tier stehen im Banne der Natur, handeln unter einem naturhaften Drang, wenn sie sich mütterlich um ihre Jungen kümmern, diese „bemuttern“. Sie können nicht anders; sie stehen im Wirkungsfeld eines von ihrer Natur ausgehenden „Muß“. Wir wissen heute, daß der Antrieb zum „Bemuttern“ durch Drüsen-Hormone ausgelöst wird. Das Hormon läßt sich aus dem Vorderlappen des Hirnanhanges gewinnen. Spritzt man etwas davon etwa einer Rhesusäffin, die zuvor nie ein Junges gehabt hat, in den Blutkreislauf, so wird dadurch beim Tier ein lebhafter Mutterinstinkt ausgelöst. Es greift ein zufällig in der Nähe umherlaufendes Meerschweinchen auf und beginnt dieses Meerschweinchen zu „bemuttern“. Daraus ersieht man, daß die Äffin offensichtlich ohne eigene Einsicht, einfach unter dem Zwang der Natur handelt. Es kümmert sie nicht, ob das adoptierte Meerschweinchen ihr Kind ist oder ob es überhaupt das Bemuttern braucht. Wohl enthält der Instinkt eine hohe Weisheit; aber die Einsicht in diese Weisheit gehört nicht dem Wesen an, das durch den Instinkt geleitet wird; sie ist nicht sein „persönliches“ Eigentum. Vielmehr hat die „Natur“ die Instinkt-Weisheit dem Lebewesen mit auf seinen Lebensweg gegeben. Daß die Instinkt-Weisheit nicht dem instinktgeleiteten Lebewesen persönlich angehört, beweist man oft aus der Tatsache, daß die Instinkt-Leitung bei außergewöhnlich gelagerten Fällen versagt, ja nicht selten in vollendete Sinnlosigkeit umschlägt. Doch kann man diesem Beweis mit Recht entgegenhalten, daß ja auch die persönliche Einsicht des Menschen versagen kann. Nicht die „außergewöhnlichen“ Fälle sind hier beweisend, sondern die ganz geringfügigen Abänderungen der Lage, die in entsprechender Lage beim Menschen nicht einmal ein Kind übersehen kann, die aber ein starrer tierischer Instinkt zu meistern nicht fähig ist. Doch ist dieses Argument mit einer gewissen Vorsicht zu handhaben, denn keineswegs ist jeder Instinkt etwas Starres; vielmehr gibt es — wie wir sehen werden — Instinkte von einer erstaunlichen Anpassungsfähigkeit. Aber dann ist es offensichtlich wiederum die „Natur“, die anpaßt, nicht die persönliche Einsicht des Tieres, das sich in ratlosen Lagen wie ein Schwachsinniger benimmt.

Daß die tierische Mutter sich nicht vom Banne der Natur zu lösen vermag, die menschliche hingegen, stellt eine einfache Tatsache mit unverkennbarer Klarheit heraus. Im freien Urwaldleben kommt es wohl kaum einmal vor, daß ein Tierjunges stirbt; häufig dagegen, geschieht das in der künstlichen Welt unserer zoologischen Gärten. Deshalb läßt sich hier verhältnis-

mäßig häufig das Verhalten einer Affenmutter zu ihrem toten Jungen beobachten. Affinnen schleppen ihr totes Junges noch tagelang mit sich herum. Wie KNOTTERUS-MEYER beobachtete, säuberten Rhesusaffinnen ihren toten Jungen sogar das Fell, wuschen ihnen das Gesicht. Offenkundig begriffen sie gar nicht, daß es sich um ein totes Wesen handelte. Es fehlt ihnen eben ein „Begreifen“ dessen, was wir mit „Sterben“ meinen. Es mag wohl vorkommen, daß eine menschliche Mutter ihr gestorbenes Kind nicht bald hergeben will. Aber selbst dann ist es eine von niemandem gelegnete Selbstverständlichkeit, daß sie weiß, ihr Kind ist tot. Aber eine Affenmutter kommt nicht hinter den einfachen Sachverhalt, daß ihr Kind nicht mehr lebt, weil sie das Vordergründige des Erlebens eines unmittelbaren Triebimpulses nicht übersteigen kann. Bei der Affenmutter handelt es sich eben nur um Naturantriebe des Betreuens eines Jungen. Sie muß sich darum kümmern, sobald und solange das Wahrnehmen des Jungen ihren Trieb reizt. Erst wenn die kleine Affenleiche in starke Verwesung übergeht, übel zu riechen beginnt und formlos wird, fällt der Anlaß zur Auslösung des Mutterinstinktes weg. Damit läßt die „treue“ Affenmutter das Kind liegen und beachtet es überhaupt nicht mehr. Ihr fehlt also eine „persönliche“ Anteilnahme an dem Sterben ihres Jungen, wie wir es bei jeder menschlichen Mutter als natürlich annehmen, weil eben das Tier nicht in der Lage ist zu fassen, was geschieht. Somit haben wir auch ein gewisses Recht anzunehmen, daß ihr ebenso eine „persönliche“ Freude an dem Gedeihen ihres Kindes abgeht, wie sie natürlicherweise jede menschliche Mutter hat.

Von einem braunen Pavianweibchen namens „Niobe“ berichtet der gleiche Tiergärtner KNOTTERUS-MEYER, nach einer Totgeburt habe es ein lebendes Junges zur Welt gebracht. Um es der übrigen Horde zu zeigen, stellte sie sich auf die Füße und hielt es hoch empor. Dadurch angereizt, kamen die anderen Paviane herbei und hätschelten buchstäblich das kleine Wesen zu Tode, das dann als Leiche von der Mutter mehrere Tage mit herumgeschleppt wurde, bis es als Spielzeug in die Hände der gesamten Horde geriet. Erst als es schon „die Form etwa eines Fensterleders angenommen hatte“, gelang es, die Leiche den Tieren abzugeben.

In einem anderen Falle bemächtigte sich in einem Zoologischen Garten die Mutter einer gebärenden Rhesusäffin, wahrscheinlich bald nach der Geburt, des neugeborenen Aeffchens, so daß man irrigerweise die Großmutter für die richtige Mutter hielt. Die Zoo-Besucher äußerten sich entzückt über die große Zärtlichkeit der — scheinbaren — Mutter, die sich schon am ersten Tage nicht genug tun konnte, das Junge zu liebkosten. Da das Junge aber von der Pseudo-Mutter keine Nahrung erhalten konnte, wandte es sich mit stets mehrernder Unruhe zur richtigen Mutter, die jedoch von der präpotenten Großmutter verdrängt wurde. Da auch die Pfleger den Irrtum nicht rechtzeitig erkannten, verhungerte das Junge an der nahrungslosen Brust der Großmutter. Die Sektion der kleinen Leiche ergab einen völlig leeren Magen und einen ausgetrockneten Darm. So hatte die scheinbare Mutterliebe das Kind brutal verhungern lassen, weil hier eben nur der vorwaltende Trieb sich durchsetzte, aber jede Einsicht in den inneren Sinn fehlte. Solche Sinnlosigkeiten sind gerade in dem künstlichen Zoo-Leben nicht selten zu beobachten. Sie wären nicht möglich, wenn die Tiere auch nur ein anfängliches primitives Begreifen menschlicher Art besäßen. Aber das eben geht ihnen vollständig ab.<sup>6)</sup>

Setzen wir diesen Berichten aus dem Affenleben einmal einen einfach durchsichtigen Fall menschlicher „Affenliebe“ gegenüber. Nehmen wir als Beispiel die Verwöhnung des Kleinkindes und ihre Folgen, die ersten Kinderfehler des Trotzalters: Schreien und Lutschen.<sup>7)</sup> Nicht selten findet man in Familien den Fall des typischen Schreihalses — es handelt sich meist um ein Kind von etwa drei Jahren. Besonders oft ist dieser Fehler bei einzigen Kindern. Die ganze überschüssige naturhafte Mutterliebe hat sich diesem einzigen Kinde zugewandt. Die Mutter hat es „verwöhnt“, d. h. sie ist jedem Wunsch des Kindes entgegengekommen, bis das Kind in seinen triebhaften Ansprüchen unersättlich geworden ist und Forderungen an die Mutter stellt, deren Erfüllung ihr beim besten Willen nicht mehr möglich ist. Die Folge davon ist der Versuch des Kindes, seine Forderungen durch trotziges Schreien doch zu erzwingen. Hat die Mutter ihr Kind etwa dadurch verwöhnt, daß sie sich regelmäßig an das Bettchen setzte und dem Kind die Hand hielt, bis es eingeschlafen war, so fordert das Kind das Gleiche, auch wenn die Mutter einmal verhindert ist. Durch das Schreien will es die Mutter an sein Bett zwingen. Jeder unbefangene Beobachter durchschaut leicht den Zwecksinn des lästigen Schreiens. Hier handelt es sich in keiner Weise mehr um das Schreien und Weinen des Säuglings, der hungrig ist oder sich unbehaglich fühlt und dem die Natur als einziges Mittel, Abhilfe in seiner Not zu erlangen, das Schreien gegeben hat. Das Schreien im Trotzalter bedeutet viel mehr als die naturhafte Antwort auf Bedürfnis und Unlust. Es steht im Dienst der kleinen erwachenden Persönlichkeit, die ihre Triebansprüche durchsetzen will. An dem lauten, durchdringenden, nicht nachlassenden Schreien merkt jeder Unbeteiligte, daß das Kind sein Schreien als Mittel benutzt, seinen Eigenwillen Erwachsenen gegenüber durchzusetzen. Nur eine durchschaut diesen einfachen Zusammenhang nicht: die eigene Mutter. Sie sieht das Törichte ihrer „Affenliebe“ auch dann meist nicht ein, wenn ein kluger Mitmensch sie darüber zu belehren versucht. Die gewöhnliche Antwort auf einen solchen Belehrungsversuch ist: sie fühlt sich in ihrer Empfindlichkeit verletzt und gekränkt. Handelt es sich bei dieser Uneinsichtigkeit der Mutter um einen intellektuellen Mangel? Offensichtlich nicht. Jeder sieht darin einen moralischen Mangel. Ihre maßlos ausgeuferte Zärtlichkeit ist der Grund, weshalb ihr sonst besonnenes Urteilen in diesem Punkte „verblendet“ ist. Niemand aber zweifelt an ihrer Fähigkeit, ihren eigenen Fehler einzusehen. Diese tritt deutlich dann zutage, wenn es einer behutsamen Belehrung doch gelingt, eine solche Mutter zu einer Umstellung in ihrem Verhalten dem Kinde gegenüber zu veranlassen. Eine menschliche Mutter bleibt als Mensch immer beeinflussbar, eben weil sie grundsätzlich immer die Fähigkeit zur Einsichtnahme in ihren Fehler und damit auch zu seiner Abstellung bewahrt. Ein Affe aber wäre dazu nie fähig. Hier deutet sich die für jedes Tier unüberschreitbare Grenze seines Wesens an. Ihm mangelt die Fähigkeit zur Einsichtnahme in den inneren Zusammenhang. Ein Mensch mag sich wohl aus affektiven Gründen, die ihm keineswegs voll bewußt zu werden brauchen, scheuen, eine sonst allgemein für notwendig erachtete Einsichtnahme zu vollziehen. Daß er sie nicht vollzieht, rechnet man ihm bezeichnenderweise nicht als intellektuellen, sondern als moralischen Mangel an. Hingegen sieht in der Uneinsichtigkeit des Affen niemand einen Mangel, weder einen intellektuellen noch einen moralischen Mangel, weil eben ein Affe auf Grund seiner tierischen Natur die Befähigung zu solcher Einsichtnahme überhaupt nicht besitzt, sie also auch von ihm nicht erwartet werden kann.

## Ein aufschlußreicher Versuch zur Frage nach dem Unterschied von Mensch und Affe

Um die Frage nach dem Wesen des Unterschiedes zwischen Mensch und Affe zu klären, unternahm der Psychologe KELLOG von der Indiana-Universität in New York vor mehreren Jahren einen überaus aufschlußreichen Versuch. Mit seinem eigenen Sohne zog er ein etwa gleichaltriges Schimpansenkind unter völlig gleichen Bedingungen auf. Den Bericht über seinen Versuch enthält sein Buch „The ape and the child“ (1933). Als sein Sohn zehn Monate alt war, gelang es ihm, ein siebeneinhalb Monate altes Schimpansenkind zu erwerben, das mit dem eigenen Sohne wie ein richtiges Pflegekind menschlicher Art großgezogen wurde. Zwischen dem Sohn DONALD und dem äffischen Pflegekind entwickelte sich bald ein emotional-affektives Verhältnis. Bei der sorgfältigen Prüfung der Entwicklung beider ergab sich, daß sie sich anfangs ziemlich gleichlaufend entwickelten. In vielen Punkten wie im Erlernen einfacher Handgriffe erwies sich die Aeffin „GUA“ sogar dem kleinen DONALD überlegen. Beide wurden den üblichen psychologischen Kindertests unterworfen, um damit die Entwicklung der sog. geistigen Fähigkeiten zu prüfen; dabei übertraf Gua in der Reaktion auf gesprochene Worte DONALD beträchtlich. Im allgemeinen entwickelte sich die Affin rascher und erreichte ihre Bestleistungen schneller als das Menschenkind. Gedächtnis, Begreifen und Leistungsfähigkeit waren beim Affenkind besser. Freilich verhielt es sich auch in der weiteren Entwicklung ganz nach Analogie der menschlichen Wunderkinder. Im Alter von anderthalb Jahren blieb es auf seinen Lorbeeren sitzen. Es war fertig und blieb fertig. Niemals gelang es ihm, die menschliche Artikulation zu meistern. Hingegen lernte DONALD die ersten Kinderlaute plappern; von da aus erschloß sich ihm das weite Gebiet des eigentlich menschlichen Seelenlebens. Die Aeffin war psychisch erwachsen und lernte nichts Wesentliches mehr hinzu. Wenn auch der Entwicklungsvorgang DONALDS langsamer vonstatten ging, so führte er doch unaufhaltsam in die sich ständig erweiternde Welt des Menschen hinein. Dieses Hineinwachsen des Menschen in die kulturelle Wertewelt braucht niemals abzubrechen, es kann ohne Ende immer weitergehen. Der Mensch kann immer ein Werdender und Lernender bleiben. Die Weite seiner seelischen Entwicklung ist ohne Grenze. Die Entwicklungsfähigkeit des Tieres dagegen ist begrenzt durch seine Veranlagung.

Kraft der anlagenmäßig gegebenen inneren Fähigkeit ist das Tier auf einen bestimmten Ausschnitt seiner Umwelt bezogen. Seiner Beziehungsfähigkeit entspricht das Beziehungsfeld. In seiner Beziehung zur Umwelt bleibt es gebunden an seine Bedürfnisse, die manches herausheben, anderes aber nicht beachten. Nur insoweit durch Umweltdinge seine Bedürfnisse erregt werden, sind sie für das Tier überhaupt da. Wenn der Mensch aber eine höher dimensionierte Beziehungskraft aufweist, wenn es ihm gelingt, die Dinge zu begreifen und zu verstehen, auch unabhängig von unmittelbaren Bedürfnissen, so zeigt sich eben hierin eine neue Befähigung anderer Art. Auch schon zu der Zeit, da der kleine DONALD und die Aeffin GUA sich in ihrem seelischen Erscheinungsbild weitgehend glichen, als beide keine anderen psychischen Erscheinungen aufwiesen als sie grundsätzlich dem Tiere eignen, so mußte doch in dem Menschenkind die wirkliche Möglichkeit geistiger Weckung vorhanden gewesen sein, eine latente „Potenz“, die das Affenkind nicht besaß, daran erkennbar, daß trotz aller Versuche

eine Weckung nicht gelang. Bereits durch den latenten potentiellen Geist-Besitz ist der Mensch „Person“, etwas wesentlich anderes als der Affe. „Geist“ kann nicht bloß — wie SCHELER meint — in Akten vorhanden sein, sondern muß, um in den Akt treten zu können, als wirkliche Potenz eines Subjektes vorhanden sein. Auch SCHELER kann davon nicht absehen. Freilich erkennt er nur dem „urseienden Sein“ — also Gott als Subjekt — diese Fähigkeit zu, die hier zunächst auch nur in latenter Potenz vorhanden sein soll. Denn nach SCHELER gibt es im Weltenaufbau eine Stufenleiter, „auf der das urseiende Sein sich im Aufbau der Welt immer mehr zurückbeugt, um auf immer höheren Stufen und in immer neuen Dimensionen sich seiner inne zu werden — um schließlich im Menschen sich selbst ganz zu haben und zu erfassen“ (40). Aber diese pantheistische Konstruktion wird dem einfach-natürlichen Sachverhalt nicht gerecht, daß es jeder einzelne Mensch ist, der ursprünglich als Person die geistige Potenz mit in sein Leben bringt, daß sie für jeden eine ganz eigene, ihm allein gehörige Innerlichkeit und geistigen Selbstbesitz bedeutet, der immer ein „je-meiniger“ ist und niemals von einem auf den anderen übertragen werden kann. Eben dieses geistig sich selbst gehörende Ich gewinnt sich seine ureigene Welt, baut sie als seine aus, die nicht nur ihrem Inhalt nach, sondern auch ihrer Zugehörigkeit zu eben dieser und keiner anderen Person unverwechselbar in sich selbst bestimmt ist. Dieser eine Mensch ist es, der sich, seinen Leib, seine Glieder, seine Fähigkeiten, sein technisches Können, sein Wissen als sein eigenes besitzt. Geist-haben heißt also in eine neue Dimension des Selbstbesitzes hineinreichen.

### Grausame Experimente der Natur

Mit dem ersten zögernden Versuch eines Eingriffes in den Entwicklungsvorgang eines Keimes, um einen Faktor auszuschalten und ihn damit auf seine Bedeutung für das Entwicklungsgeschehen zu prüfen, wurde eine ungeahnte Klärung der bei der Entwicklung beteiligten inneren und äußeren Faktoren grundgelegt. Aus dem ersten experimentellen Eingriff des Anatomen WILHELM ROUX ging eine ganze weitverzweigte biologische Grunddisziplin hervor. Die meisten unserer Eingriffe sind negativer Art; sie schalten irgendeinen Faktor aus, gelegentlich freilich auch kann ein neuer Faktor hinzugefügt werden. Den Menschen in ähnlicher Weise zum Gegenstand solcher Versuchs-Eingriffe zu nehmen, hat die Scheu vor seinem persönlich-geistigen Subjektsein fast überall zurückgehalten. Nur einigen Verwegenen war es vorbehalten, Menschen in ganz gleicher Weise wie das Tier zum „Objekt“ wissenschaftlicher Versuche zu machen. Doch was wir nicht tun können, das tut gelegentlich in grausamer Weise die Natur selbst; sie schaltet durch angeborene oder erworbene Defekte gewisse Faktoren aus. Die Beobachtung und Ausdeutung solcher Fälle bietet uns im Grunde das Gleiche wie ein experimenteller Eingriff.

Wie wir sagten, vertritt der Sensualismus die These, daß das Besondere des menschlichen Seelenlebens lediglich in der Komplexion der Sinnestätigkeit besteht, daß aber keine eigentlich neue, qualitativ andere geistige Höhe vom Menschen erstiegen werde. Die Konsequenz dieses Sensualismus zog bereits LA METTRIE, der erklärte, Menschen ohne höhere Sinne könnten auch niemals zu menschlichen Begriffen kommen. Wohl könne noch ein höherer Sinn — Gesicht oder Gehör — für sich allein durch den anderen

ersetzt werden, aber würde die Natur einem Menschen beide höhere Sinne zusammen verweigern, so müßte ihm das spezifisch menschliche Seelenleben verschlossen bleiben. Die Natur selbst nun hat die Probe aufs Exempel gemacht. Grausam hat sie da und dort Menschen beide Sinnespforten verschlossen. Um die Jahrhundertwende hatte man in breiten Kreisen nicht nur der Psychologen, sondern auch weithin der Gebildeten ein großes Interesse an den Lebensbeschreibungen taubstummlinder Menschen. Leider hat die psychologische Wissenschaft sich späterhin dieses überaus bedeutsame Gebiet, vor allem die eindruckvollsten Fälle auf diesem Gebiete ganz entgehen lassen. Denn selbst in der Wissenschaft herrscht ja eine gewisse Mode. Eine geistige Mode will es, daß zu einer Zeit gerade diese Themen behandelt werden, die ein paar Jahrzehnte später ganz fallen gelassen werden. Die Erforschung der Wahrheit in jeder Form jedoch sollte immer aktuell sein.

Die beiden ersten der gebildeten Welt bekannten Fälle von Taubstumblindheit stammten aus Amerika. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde der Name der taubstummlinden LAURA BRIDGMAN und ihres Lehrers Dr. SAMUEL HOWE bekannt. Ein deutscher Psychologe, WILHELM JERUSALEM, widmete 1890 dem Falle eine eigene Schrift. Soviel zeigte die Beobachtung dieses Falles jedenfalls, daß das menschliche Denken zu seiner völligen Ausbildung keineswegs der Brücke über die höheren Sinne bedarf, daß bereits Tast- und Bewegungsempfindungen das menschliche Denken zu wecken vermögen. Noch bekannter wurde der Name der taubstummlinden Amerikanerin HELEN KELLER und ihrer Lehrerin ANNA SULLIVAN. Trotz der schweren Mängel in der Naturausstattung des Kindes gelang es der Lehrerin nicht nur den Geist des taubstummlinden Mädchens zu ersten Regungen zu wecken, sondern den Grund für eine Bildung zu legen, die zu einem erfolgreichen Hochschulstudium ausreichte. Sogar durch schriftstellerische Leistungen vermochte sich HELEN KELLER einen Namen zu machen; vor allem wurde ihre „Geschichte meines Lebens“ viel gelesen. Eine deutsche Monographie über HELEN KELLER erschien 1905 von dem Psychologen WILLIAM STERN. Beide Fälle indes konnten nicht jeden skeptischen Zweifel des Sensualismus ausschließen, denn beide Kinder verloren die höheren Sinne erst im zweiten beziehungsweise im dritten Lebensjahre. Mithin war eine gewisse Mitwirkung früherer Gesicht- und Gehörs wahrnehmungen bei der Bildung von Begriffen nicht auszuschließen.

Zur vollen Gewißheit von der relativen Unabhängigkeit der Ausbildung des Denkens von den höheren Sinnen führten erst weitere Fälle, in denen von Geburt an beide Sinne fehlten, ohne daß sie nachträglich durch eine Krankheitsfolge geraubt wurden. Leider sind gerade diese Fälle wenig beachtet worden. Professor LOUIS ARNOLD berichtete 1900 in der Halbmonatsschrift „Quinzaine“ von dem ersten sicheren Falle dieser Art. Es handelte sich um ein Kind armer Küfer, das am 13. April 1885 geboren wurde. Die nahe Blutsverwandtschaft der Eltern macht es uns heute verständlich, daß bei den Kindern schwere erbliche Schädigungen auftreten konnten. Denn die Eltern waren Geschwisterkinder; die Großväter sogar Zwillinge gewesen. Ein weiteres Kind war blind, ein anderes taubstumm. Im Falle der taubstummen MARIE ist der erbliche Mangel beider höheren Sinne außer Zweifel. Bis zu ihrem zehnten Lebensjahre galt MARIE als idiotisch. Weder eine Blindenanstalt, noch eine Taubstummenanstalt wollte das Kind aufnehmen. Schon waren die Eltern bereit, ihr Kind in einer

Irrenanstalt unterzubringen, als sich eine Schwesternanstalt (zu Larnay) fand, die MARIE aufnahm. In der ungewohnten Umgebung gebärdete sich das Kind zunächst zwei Monate hindurch wie rasend. Sobald eine Schwester sich ihr näherte, bekam sie derartige Wutanfälle, daß die Umgebung schwere Mißhandlungen argwöhnte. Der Geduld einer Schwester, die von einer anderen durch Kriegseinwirkung taubblind Gewordenen her einige Erfahrung besaß, gelang die geistige Weckung. Ihre erste geistige Verbindung dankte sie der Beobachtung, daß das Kind gern mit einem Taschenmesser, das es von daheim mitgebracht hatte, spielte. Sie nahm es ihm weg und gab es trotz allen Tobens erst zurück, nachdem sie wiederholt die Hände des Kindes aufeinandergelegt und mit ihnen jene Schneidebewegung ausgeführt hatte, die in der Taubstummensprache „Messer“ bedeutet. Bald führte das Mädchen diese Schneidebewegungen von selbst aus, wenn ihr das Messer genommen war und sie es ungeduldig zurück erwartete. Auf gleiche Weise verfuhr die Schwester bei anderen Gegenständen, die das Mädchen begehrte. Auf diese Weise lernte MARIE in sehr kurzer Zeit eine Zeichensprache, so daß sie der Außenwelt ihre wichtigsten Wünsche mitteilen konnte. Damit ließ die bisherige Ungebändigkeit nach, die nur ein Zeichen der Entbehrung gewesen war. Die wachsende Anhänglichkeit an die Schwester erleichterte wesentlich den weiteren Unterricht. Eine Zeichensprache, die für jeden Gegenstand eine besondere Gebärde verlangte, war zu umständlich und konnte auf die Dauer nicht genügen. So brachte die Erzieherin dem Kinde ein Zeichensystem bei, das ähnlich wie unser Alphabet aus einer begrenzten Anzahl von Elementen besteht, die aber beliebig kombinierbar sind und damit die Bildung eines unbegrenzt reichen Wortschatzes ermöglichen. Durch die beiden ersten Zeichensysteme hatte MARIE mehr gelernt die eigenen Wünsche anderen kundzutun, also zu „sprechen“, aber noch nicht andere zu verstehen, zu „lesen“. Hierfür wählte die Schwester das BRAILLESCHES Blindenalphabet, dessen einzelne Buchstaben sich aus erhabenen Punkten zusammensetzen, die von den Blinden abgetastet werden. In überraschend kurzer Zeit wurde auch dieses neue Alphabet erlernt. Innerhalb eines einzigen Jahres also lernte dieses scheinbar idiotische Kind drei verschiedene Zeichensysteme und legte damit den Grund für die Ausbildung auch allgemeiner und abstrakter Begriffe. Selbst sinnlich ganz unvorstellbare Begriffe wie „Alter“, „Armut“, „Tod“, „Seele“, „Gott“ wurden begriffen. Das Lernen war keineswegs ein bloß mechanisch-assoziatives, wie es bei dressierten Tieren der Fall ist. Durch eigenes Nachdenken gelang die selbständige Einsicht in die Zweck-Mittel-Beziehung. Wie sie zur Idee „Gott“ gebracht wurde, sei hier kurz angegeben. Es behagte ihr besonders, in der warmen Sonne sich zu ergehen. Ihre Bemühungen, nach dem Ausgangspunkt dieser wohligen Wärme zu greifen, waren immer wieder vergeblich. Da das Kind bereits einen Begriff von schöpferischer Tätigkeit besaß, konnte die Erzieherin leicht an dieses Interesse für die Sonne anknüpfen. Das Kind wußte, daß die Mauer vom Maurer, das Brot vom Bäcker, der Tisch vom Schreiner verfertigt war. So fand auch die Frage: Wer hat wohl die Sonne geschaffen? sofort Verständnis. In Naivität, wie sie auch anderen Kindern durchaus eigen ist, gab die Taubblinde zunächst zur Antwort: der Bäcker. Ihn kannte sie ja schon als Erzeuger von Wärme. Darauf belehrte sie die Erzieherin, daß eine solche Wärmequelle zu schaffen, der Bäcker nicht imstande sei, die Sonne stamme von einem viel mächtigeren Macher, eben von Gott. Für religiöse und sittliche Erziehung erwies sich in der Folge die Taubblinde durchaus zugänglich,

so daß sie unter voller Einsicht in die Bedeutung der Handlungen zum Empfang der Sakramente zugelassen werden konnte.<sup>8)</sup>

Bestätigend treten neben den eben angeführten Fall eine Reihe von weiterhin beobachteten Fällen, so daß heute an ihrer Beweiskraft nicht mehr gezweifelt werden kann.

Was geschah bei der Weckung dieser Menschen, denen die Natur die höheren Sinne verweigert hatte? Als die Lehrerin der taubstummblienden HELEN KELLER kaltes Wasser über die Hand rinnen ließ und ihr dann dazu in einer Tastfingersprache das Wort „w-a-t-e-r“ in die Hand buchstabierte, wurde diese stutzig und stand zunächst wie angewurzelt da. Dann verklärte ein ganz neuer Lichtschein ihre Züge. In dem Dunkel ihres Daseins war der erste Lichtblitz einer geistigen Einsicht aufgezuckt. Sie hatte verstanden, was gemeint war. Von dem Neuen, das ihr geschehen, erregt, buchstabierte sie das gleiche Wort zu verschiedenen Malen, wie um sich des Neuen zu vergewissern. Dann kauerte sie nieder, berührte die Erde und gab zu erkennen, daß sie deren Namen zu wissen wünsche. Dann deutete sie auf die Pumpe, das Gitter, die Lehrerin selbst — der Frage Sturm hatte eingesetzt, den jedes Kind befällt, dem zum ersten Mal aufgegangen ist, daß man die Dinge mit festen Namen ein für allemal verbinden kann. Mit beispielloser Wucht erfolgte bei HELEN KELLER das Aufbrechen des Frage-Triebes, weil die schon entwickelte Frage-Kraft hinter der Sperrmauer der verschlossenen Sinnesportfenster zum Anspringen bereit lag. Dem Tier aber geht nicht nur die Fähigkeit zu fragen ab; auch wenn ihm eine Einsicht aufgedrängt werden soll, vermag es diese nicht zu begreifen. So äußerte W. KOHLER gelegentlich selbst seufzend über seine Schimpansen: „Man ist immer wieder erstaunt und oft genug geärgert, wenn man sieht, wie auch an einem klugen und sonst zugänglichen Tier dieser Art jeder Versuch einer Umbildung von seinen biologischen Eigenschaften fort ganz wirkungslos abgeleitet.“ Dem Affen geht eben ein eigenes, über dem Bios und seinen Bedürfnissen stehendes „Einsichtsorgan“ ab. Sein seelisches Verhalten vermag sich von dem bloß Lebensnotwendigen niemals zu lösen. Es gibt wohl keinen eindrucksvolleren Beweis für ein von den Sinnen relativ unabhängiges geistiges Prinzip im Menschen als diese Weckung des Geistes in Menschen, denen die wichtigsten Sinne fehlten im Gegensatz zu der Unerweckbarkeit der Menschenaffen trotz intensivster erzieherischer Bemühung um sie.

### Tierischer Werkzeuggebrauch

#### Unzulänglichkeiten in der Beurteilung tierischen Verhaltens

Zu dem einen Ergebnis sind wir wohl bisher gekommen, daß ein Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch besteht; doch kann die bloße Feststellung dieser Tatsache noch nicht befriedigen. Noch muß erst auf die sehr beachtlichen Einwände der Tierpsychologie eingegangen werden. Besteht nicht etwa doch die Behauptung Köhlers zu recht, daß Schimpansen zu einsichtigem Verhalten fähig sind von der gleichen Art wie die Menschen? Gewisse „Intelligenz“-Leistungen sind nicht zu leugnen. Fällt mit dem Zugeständnis tierischer „Intelligenz“ die menschliche Sonderstellung? Oder wie ist sonst die Wesensschicht des Tieres von der Wesensschicht des Menschen zu scheiden? Liegt nicht ein eigentliches „Denken“ vor, wenn ein Schimpanse eine Tür in den richtigen Winkel unter die an der Decke be-



festigte Banane stellt, um dann die Tür hinaufzuklettern und nach der Banane zu greifen? Verstärkt sich der Eindruck des Denkens nicht, wenn er die Tür, die sich beim ersten Versuch des Hinaufkletterns in den Angeln gedreht hat, erst nachstellt und dies in einer Weise vornimmt, daß man ihm das Abschätzen geradezu ansieht?

Um solches Schätzen und „Denken“ des Schimpansen in das rechte Licht zu setzen, müssen wir es erst in Vergleich stellen zu dem Verhalten anderer Tiere und uns fragen, wieweit die „Intelligenz“ der übrigen Tiere reicht. Denn daß gerade Schimpansen für Intelligenz-Prüfungen verwandt wurden, hatte seinen Grund in dem ungeprüften Vorurteil, im ganzen Tierreiche müsse der Schimpanse als dem Menschen am nächsten stehender „Menschenaffe“ das höchstentwickelte Seelenleben besitzen und damit in unmittelbarer Nähe des Menschen stehen. Aus dieser stillschweigend gemachten, dem Evolutionsschema entsprungenen Voraussetzung hielt man es gar nicht für nötig, das „einsichtige“ Verhalten des Schimpansen mit anderen Tieren zu vergleichen, um zu fragen, ob vielleicht Entsprechendes auch bei anderen Tieren vorkäme. So unterließ man es zunächst, neben der „Intelligenz“ des Schimpansen auch die Intelligenz anderer niederer Affen und überhaupt die der anderen Tiere zu prüfen. Als man dann daran ging, stellte es sich heraus, daß „Intelligenz“-Leistungen von Art der KOHLERSCHEN Schimpansen im Tierreiche keineswegs etwas Außergewöhnliches noch etwas Außerordentliches sind, daß vielmehr auch niedere Tiere, ihrer Organisation und ihrem Lebenskreise entsprechend, durchaus gleichwertige Leistungen aufzuweisen haben.

Nach dem Muster der KOHLERSCHEN „Intelligenz“-Prüfungen an Schimpansen unterzog der Tierpsychologe BIERENS DE HAAN einen im zoologischen System viel tiefer stehenden Affen, den sogenannten Kapuzineraffen, ähnlichen Prüfungen. Bei diesem südamerikanischen Affen sind die Nasenlöcher durch eine breite Scheidewand voneinander getrennt. Die Affen besitzen einen Greifschwanz. Schon in der Freiheit kennen sie einen gewissen Werkzeuggebrauch. Mit Steinen schlagen sie Nüsse auf und verwenden gelegentlich auch einen Stock. Bei der wissenschaftlichen Intelligenzprüfung wies der Kapuzineraffe die gleiche Intelligenz wie der Schimpanse auf; er steht diesem also keineswegs nach. Ganz ähnlich wie Schimpansen warfen sie mit ungeeigneten Dingen nach einer an der Käfigdecke festgemachten Banane. In der gleichen Weise wie die Köhlerschen Schimpansen türmten sie Kisten aufeinander. Nach manchen Ungeschicklichkeiten setzten sie erst eine größere Kiste unter das Ziel, um dann kleinere darauf zu türmen.

Übernehmen wir zunächst einmal ungeprüft die heutige Sprechweise von der Tier-„Intelligenz“ und fragen nach dem Ausmaß dieser „Intelligenz“ bei anderen Tieren, so können wir bei anderen Säugern nicht selten ganz entsprechende Leistungen finden, eine Tatsache, die an der ungefragt angenommenen Sonderstellung der Menschenaffen beträchtlich rüttelt. Wir dürfen bei solchen „Intelligenz“-Prüfungen freilich bei den verschiedenen Tieren nicht ohne weiteres gleiche Handlungen verlangen, sondern müssen Rücksicht nehmen auf ihren Körperbau, der einem Tier etwas ermöglicht, was dem anderen unmöglich ist. Der bekannte Tierbeobachter BASTIAN SCHMID hat nach dem Vorbild der Köhlerschen Affenversuche andere Tiere ähnlichen Intelligenz-Prüfungen unterworfen und festgestellt, daß die

anderen Tiere dabei keineswegs schlechter abschneiden als die Teneriffa-Schimpanzen. Füchse in einem Käfig vermögen sich mittels eines Fadens ein ihnen sonst unerreichbares Fleischstück „heranzuangeln“, auch dann, wenn der Zielfaden sich unübersichtlich mit anderen Fäden kreuzt. Ein Marder, den eine von der Käfigdecke an einem Faden herabhängende hin und her pendelnde Banane lockt, klettert seitlich am Gitter empor, hält sich mit einer Pfote am Gitter fest und hascht im geeigneten Augenblick mit der anderen Hand nach der Banane. Ja BASTIAN SCHMID, ein Forscher, der sich um die Erforschung vieler Tierarten mit Erfolg bemüht hat, der deshalb zu einem vergleichenden Urteil über die Tier-Intelligenz berechtigt ist, weist auf die eindrucksvolle Tatsache hin, daß selbst die dressurwilligsten Menschenaffen niemals zu so hohen Leistungen abgerichtet werden können wie die Hunde. Ein Hund vermag es zu lernen, seinen Spieltrieb zurückzuhalten und eine Herde zu hüten, was einem Schimpanzen nie gelingen wird. Nicht bloß deshalb vermag ein Affe eine Herde nicht zu hüten, weil ihm in seinem Triebleben eine entsprechende Veranlagung fehlt, sondern auch, weil ihm die in dieser Richtung liegende Intelligenz dafür fehlt (nach FRITSCHKE).

Werkzeugegebrauch haben wir in einem sehr weitem Ausmaß bei fast allen Tieren. Denken wir an den Nestbau der Vögel, der oft ein erstaunliches Maß von Intelligenz aufweist. Gewiß liegt hier eine erbliche Anlage vor, die sich auswirkt, aber jedes Nest ist doch verschieden, jedes Nest hat auf die ganz einmalige Lage des Ortes, an dem das Nest errichtet wird, Rücksicht zu nehmen. Eben diese Einpassung verlangt „Berücksichtigung“ der Lage und sie geht nicht ab ohne Betätigung der „Intelligenz“.

Die Larve der Köcherfliege, deren Verhalten DEMBOWSKI sehr eingehend beobachtet hat, baut sich aus Sandkörnern ein Gehäuse, auch andere Materialien vermag sie dafür zu verwenden. Es besteht aus einer konischen, zum Munde hin erweiterten Röhre, die auf beiden Seiten mit einem Vorsprung versehen ist, der beträchtlich über den Mund hinausragt. Man hat nun dem Tier die Röhre entweder ganz weggenommen, sie teilweise zerstört oder das Tier in der Röhre ungedreht, so daß die Röhre nicht zu seinem Leibe paßte. In all diesen Fällen ist das Tierchen keineswegs hilflos, sondern weiß sich mit einer erstaunlichen „Intelligenz“ zu helfen. Dabei ist es nicht immer auf ein und denselben Weg angewiesen. Um das eine Ziel — eine passende ganze Röhre — wieder zu erreichen, vermag es zur Beseitigung des gleichen Defektes durchaus verschiedene Methoden zu verwenden. Wird das Tier mit der Rückenseite nach unten gedreht, so paßt es nicht mit seinem Körper hinein, da die Röhre nicht rund, die Rückenseite vielmehr leicht konvex, die Bauchseite hingegen konkav ist. Die Vorsprünge der Röhre machen ihm eine Umdrehung in die richtige Lage schwierig. Meist aber gelingt es doch, den Körper nach einer Seite aus der Röhre herauszustrecken, den Boden zu ergreifen und das Gehäuse umzudrehen. Setzt man das Tier auf feinen Sand, so daß es für solche Umdrehung keinen Halt findet, weiß es sich nach vergeblichen Versuchen der ersten Art doch noch „Rat“. Das Tier kehrt seine Lage in der Röhre um, so daß der Kopf am Schwanzende herausragt. Dann wird die hintere Öffnung der Röhre erweitert, etwas Material abgebissen und der Körper herausgestreckt. Gewinnt das Tier hier einen Stützpunkt, so dreht es die Röhre um. Oder aber der Körper wird unter dem Grunde völlig nach rückwärts gedreht, dann Grund gefaßt und das Gehäuse übergekippt. Noch eine Reihe von anderen Methoden, die zu dem gleichen Ziele führten, ist

beobachtet worden. Das Tier hat sich bei diesen Versuchen über die Wiederherstellung des beschädigten Gebäudes und die Wiedergewinnung der natürlichen Bauchlage mit Situationen abzufinden, die unter natürlichen Verhältnissen kaum vorkommen. Obwohl es in seinem bisherigen Leben nicht gelernt hatte, solche Lagen zu meistern, verhält es sich erstaunlich „intelligent“; seine Tätigkeiten sind nicht nur zielstrebig, sondern auch die verwandten Mittel durchaus zweckmäßig.<sup>9)</sup>

Solche Beispiele von Tier-„Intelligenz“ lassen sich in allen Bereichen des zoologischen Systemes nachweisen. Je ferner uns die leibliche Organisation eines Tieres liegt, desto weniger vermögen wir uns in seine Lage hineinzusetzen, desto weniger sind wir auch geneigt, ihm „Intelligenz“ zuzusprechen. Doch hat gerade die „Psychologie der Urtiere“ — der letzte Zweig der jungen Tierpsychologie — das überraschende Ergebnis erbracht, daß wir auch bei den kleinsten Tieren grundsätzlich die gleiche Intelligenz wie bei großen haben.

Durch das ganze zoologische System ziehen sich zwei tierische Leistungstypen hindurch. Auf der einen Seite stehen Tiere mit weithin festausgebauten Organen, ihre Leistungen laufen stark „maschinisiert“ ab. Ihnen gegenüber stehen Tiere auf gleicher Systemhöhe, deren Organisation labiler, mithin auch die Weite regulierender Anpassung größer ist. Amöben schaffen sich „Augenblicksorgane“ (Scheinfüßchen), dauernd ändert sich ihr Bauplan. Mithin steht bei ihnen übermaschinelle Regulation im Vordergrund, während bei höheren Tieren mit festen Dauerorganen eine festgelegte Regel ein-für-alle-mal-Regulationen mehr zu maschinellen macht. In dem Sinne kann UXKULL sagen: „Die Amöbe ist weniger Maschine als das Pferd“ (nach BUYTENDIJK)<sup>10)</sup>. Gerade das Verhalten der Amöben, mehrere Methoden zur Erreichung der Nahrung anzuwenden, „deutet auf eine Analogie der Vorgänge bei den Amöben und den höheren Tieren hin“. „Die Autoren folgern aus ihren Versuchen, daß die Amöben situationsentsprechende Ganzheitsreaktionen (Handlungen) ausführen, welche nach einigen wenigen Grundformen verlaufen“ (48). „Diese morphologischen und experimentellen Untersuchungen haben uns die Ueberzeugung gebracht, daß die einzelligen Wesen mit den vielzelligen Organismen eine hochgradige Verwandtschaft aufweisen und daß unter bestimmten Lebensbedingungen Differenzierungen des Baus und der Funktionen auftreten, die nicht von der zoologischen Rangordnung der Organismen bestimmt ist. Jedenfalls kann man annehmen, daß Paramecium viel mehr Maschine ist als eine Amöbe, und tatsächlich findet man im Verhalten der Infusorien einige mit fast mechanischer Regelmäßigkeit auftretende Reaktionen“ (50). So wird das Wort eines Forschers verständlich, der gelegentlich meinte: Würden wir eine Amöbe auf unser Körpermaß vergrößert bei ihrem Kampf um Nahrung beobachten, wir würden ihr ohne Zweifel dasselbe Maß von Intelligenz zuschreiben wie einem Affen, der sich auf Umwegen seine Banane holt.

Ist dies der Fall, müssen wir allen Tieren tierische „Intelligenz“ zusprechen, dann entfällt der Grund, die Schimpansen als Menschenaffen in besondere Nähe des Menschen zu rücken. Damit wird auch unser Urteil, das ihnen so schnell einsichtiges Verhalten nach Menschenart zuerkennen wollte, wesentlich unsicherer. Ein solches Urteil muß also vorschnell gewesen sein.

Tatsächlich geht der Mensch der Gegenwart an die Beurteilung tierischen Verhaltens mit einer unberechtigten vorurteilenden Alternative heran:

Entweder kann es nur Auswirkung starrer mechanistischer Reflexe und Antriebe sein, oder es muß eine Intelligenz von gleicher Art und Höhe wie beim Menschen vorliegen. Diese Alternative in ein Schlagwort gebannt, lautet: Instinkt oder Intelligenz? Dabei wird unter Instinkt ein mehr oder minder mechanistisches Abschnurren stereotyper Bewegungsformen verstanden. In dem Beurteilungsschema, das unter dem Zeichen dieser Alternative steht, wirkt sich mehr oder minder bewußt ein seit Jahrhunderten eingefressenes Vorurteil aus, das auf die Philosophie DESCARTES zurückgeht. Dieser Philosoph riß Geist und Materie zu zwei unüberbrückbaren Gegensätzen auseinander und erkannte dazwischen kein eigenpsychisches Leben an. Dort, wo sich organisches Leben zeigte, mußte im Grunde ein mechanistisches Geschehen vorliegen. Mithin sah man in der kartesischen Philosophie die Tiere als bloße Reflexmechanismen an. Sie galten nicht mehr als psychische Subjekte mit eigener Seelentätigkeit. Dieses Vorurteil, auch wenn es kraft des historischen Trägheitsgesetzes noch immer in weiten Kreisen weiterwirkt, ist durch die Ergebnisse der modernen Tierpsychologie zu Fall gebracht. Tiere haben psychisches Leben, das heißt sie sind wirklich Handelnde mit dem Bewußtsein ihres Handelns. Dennoch darf dabei nicht sofort an psychisches Leben von gleicher Art wie beim Menschen gedacht werden. Die Frage nach dem Unterschied von Tier und Mensch ist mithin keineswegs die Frage, ob hier seelisches Leben, dort nicht vorliegt, vielmehr die Frage, ob das seelische Leben, das hier wie da vorliegt, wesensgleich oder wesensverschieden ist.

### **Der Unterschied zwischen Tier und Mensch besteht nicht in dem Maß der Klugheit**

Wir müssen die Frage, ob sich nicht ein Intelligenzmaß finden läßt, an dem der Unterschied der Größe tierischer und menschlicher Intelligenz bemessen werden kann, noch einmal aufgreifen, um die Frage restlos zu klären, ob nicht ein irgendwie quantitativ angebbarer Intelligenz-Unterschied zwischen Tier und Mensch besteht und er für das Wesen des Unterschiedes beider bedeutsam ist.

Was ist mit dem heute viel gebrauchten Wort Intelligenz gemeint? Es geht zunächst nur um eine vorläufige Festlegung. Offensichtlich deutet die Bezeichnung auf die Fähigkeit hin, im rechten Augenblick die rechte Anpassung an die besondere einmalige Lage zu finden. Solche Intelligenz muß sich dann zeigen, wenn ein Lebewesen in eine ungewohnte schwierige Lage gebracht wird. Freilich haben wir keine Lagen, die wir bei allen Tieren gleich konstruieren können, weil jedes Tier anders zur Umwelt steht. Wir können beim Vergleich verschiedener Tiere immer nur von schätzungsweise ungefähr gleich schwierigen Lagen sprechen. Immerhin kann man ungefähr einander entsprechend schwierige Lagen für zwei verschiedenartige Tiere finden. Hierbei kann es sich erweisen, ob ein Tier fix und findig ist und sich Rat weiß, ob es Ueberlegung braucht und sich dadurch zurechtfindet oder ob es hilflos versagt. Nennen wir die Fähigkeit, sich in ungewohnter Lage „Rat“ zu wissen, einmal „Klugheit“, so hat man ein ungefähres Maß für vergleichende Intelligenz-Prüfungen.

Tatsächlich kann der tierische Instinkt um ein Erstaunliches „klüger“ sein als die menschliche Intelligenz; er kann auf Mittel und Wege verfallen, die dem Menschen nie einkommen. ED. VON HARTMANN war ja geradezu

geneigt, als das Wesens-Charakteristikum des Instinktes seine Unfehlbarkeit anzusehen. Die Unfehlbarkeit des Instinktes ist für gewisse Formen heutiger Lebensphilosophie der Grund, weshalb sie gerade dem immer fehlbaren und dauernd irrigen Menschenverstand absagen. Dafür will man sich wieder der großen Klugheit der Natur überlassen. Aber es ist leicht zu zeigen, daß diese Unfehlbarkeit der Naturführung des Instinktes ebenso wenig zukommt wie dem menschlichen Verstande. Die Grabwespe ist völlig desorientiert und erkennt ihre eigene Brut nicht mehr wieder, wenn das Dach ihres Nestes abgedeckt ist.

Ein Beispiel besonderer „Klugheit“, ja man muß schon sagen „Gerissenheit“ stellt das Verhalten des Kuckucks dar, der kein Nest baut, seine Eier vielmehr in Nester ganz anderer Vögel einschmuggelt und sie dort ausbrüten und aufziehen läßt. Der Vogelforscher OSKAR HEINROTH hat die Vorgänge der Aufzucht nicht nur sorgfältig beobachtet, sondern auch gefilmt, so daß dieser Film ein hervorragendes tierpsychologisches Dokument darstellt.

Zunächst einmal ist die „Gerissenheit“ des Kuckucks, seine Eier in fremde Nester zu legen, nicht Ausdruck der speziellen Intelligenz auf der besonderen Höhe in der Rangordnung des zoologischen Systemes, die der Kuckuck einnimmt. Denn etwas Aehnliches finden wir auch bei gewissen Insekten, besonders bei Hummeln, Wespen und Bienen, die die Brutpflege anderer Hautflügler in ähnlicher Weise ausnützen, wie es unser Kuckuck tut. Neben dem Kuckuck gibt es noch andere Vögel, die Brutschmarotzer sind. Man hat solche Tiere „Arbeitsschmarotzer“ genannt. Wie es bei den Menschen solche charakteristische Typen von „Schmarotzern“ gibt, die es immer verstehen, andere für sich arbeiten zu lassen, die die „Dummheit“ der Fleißigen ausnützen, so ist es ganz ähnlich bei den Tieren. Der besonderen Gerissenheit des Schmarotzers entspricht also immer eine „Dummheit“ gleichartiger Wesen beim Tier wie beim Menschen. Ein Schmarotzer könnte weder bei Tieren noch bei Menschen gedeihen, würde nicht die Dummheit Gleichartiger einen Ansatzpunkt für Ausnützung bieten. Das ineinandergreifende Spiel von Gerissenheit auf der einen Seite verbunden mit ausnutzbarer Dummheit auf der anderen Seite wiederholt sich also nicht nur bei Tier und Mensch in einer ganz analogen Weise, sondern auch bei Tieren ganz verschiedener Ranghöhe im zoologischen System.

Beachtlich ist es ferner, daß die Gerissenheit des Kuckucks nicht nur einen Weg, sondern viele Wege zur Ausnützung der Brutpflege anderer Vögel weiß und sich sehr geschickt an die ausgenützte Art anzupassen versteht. Es können ein oder einige Schmarotzerkinder neben den Sprößlingen der Wirtseltern groß werden oder der Schmarotzer wächst schneller und reißt mehr Nahrung an sich als die Stiefgeschwister, so daß diese verhungern, oder aber — das ist der gerissenste Fall — das kleine Stiefkind befördert bald nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei alle im Nest vorhandenen Dinge, die ihm nicht passen, hinaus, Eier wie kleine Jungvögel und macht sich damit zum Alleinherrn im Neste. Unser Kuckuck hat den dritten Weg „gewählt“. Der ausgewachsene Kuckuck ist ein Vogel von 100 bis 130 g Gewicht, entspricht damit etwa Amsel und Misteldrossel. Die Eier von Vögeln solcher Größe pflegen 7 g schwer zu sein. Der Kuckuck aber hat sein Ei dem viel kleineren Ei von Sperlingen, Drosselrohrsängern usw. „angepaßt“. Es hat nur ein durchschnittliches Frischgewicht von 3,3 g. Der Kuckuck in Neu-Guinea paßt sich seinen Wirtsvögeln an, die noch kleiner

sind und legt Eier von nur 2 g Gewicht. Aber auch das Umgekehrte kann der Fall sein. Dort, wo er seine Eier in die Nester von Elstern und Krähen legt, sind seine Eier auffallend groß mit einem Gewicht von 12 g. Hier ist auch das Jugendkleid des Kuckucks an die Befiederung der Nestjungen der Stiefeltern angepaßt. Wie die Größe des Kuckucks-Eies sich auffallend an die Eier der Wirtsvögel angleicht, so gilt das gleiche für die Farbe der Eier. Wie HEINROTH feststellen konnte, ist die „Dummheit“ der Wirtsvögel, die auf den „Betrug“ hereinfliegen, nicht überall gleich groß. Zu den grünblauen Eiern der Braunelle kann jedwedes Kuckucks-Ei ungestraft zugelegt werden. Dagegen wächst beim Gelbspötter, obwohl dieser lebhafteste Vogel sehr verbreitet ist, ganz selten ein Kuckuck auf. HEINROTH selbst vertauschte in einem Gelbspötter-Gelege ein Ei mit einem Kuckucks-Ei. Doch wurden nur kleine Gelbspötter ausgebrütet. Offensichtlich hatten die Gelbspötter-Eltern den Betrug gemerkt und das fremde Ei entfernt.

Das Hinausdrängen der Wirtsbrut durch den jungen Schmarotzer ist keineswegs ein passiver Vorgang, lediglich durch die Größe des Kuckucks-Jungen bedingt, sondern ein erstaunlich zielstrebigere Vorgang. Der eben ausgeschlüpfte junge Kuckuck ist zunächst ein rosiges, blindes, hilfloses Wesen von etwa 2½ g. Nach etwa 12 Stunden regt sich der Trieb des Hinauswerfens. „Die Körperseiten sind mit Gefühlsnervenenden gespickt, die nach der Rückenseite hin besonders dicht stehen, und der Vogel geht nun bald daran, alles, was ihn berührt, also Eier und kleine Nestgefährten, sich auf den Rücken zu wälzen, indem er sich rückwärts oder seitlich darunter schiebt. Eine besondere Vertiefung auf dem Rücken erleichtert ihm das Aufbuckeln. Durch Hochstrecken der armartigen, nackten Flügelchen, die er im Gegensatz zu anderen neugeborenen Kleinvögeln sehr rasch und zielgerichtet bewegen kann, hält er die Bürde fest, während er an der Wand der Nestmulde rücklings emporklettert. Dabei werden der Vorderkopf und die Stirne zum Stützen, der Hals zum Stemmen benutzt. Der kleine, blinde Lastträger befördert den Fremdkörper nicht nur bis zum inneren, sondern sogar möglichst bis zum äußeren Nestrande, der bei Grasmücken oft recht breit ist. Er muß deshalb im letzten Augenblick sehr darauf bedacht sein, nicht selbst über Bord zu fallen, und arbeitet sich dann mit Kraft und Geschick wieder in die Nestmulde zurück“, so schildert HEINROTH selbst die Vorgänge, die er sich im Zimmer von ganz kleinen Kuckucken wiederholt vormachen ließ. Bei einem Besuche eines Grasmückennestes mit einem jungen Kuckuck fand HEINROTH „zwei junge, vielleicht seit 12 Stunden tote, 4 und 5 g schwere, also wohl zweitägige Grasmücken oben auf dem Nestrande liegen; dazwischen huderte eine Grasmücke den kleinen Gauch“. Dazu bemerkt Heinroth: „Diese Tatsache, daß einer der beiden Eltern zwischen seinen zwei Kinderleichen ruhig das untergeschobene Stiefkind wärmt, ist einer der schlagendsten Beweise, wie unbewußt der Fortpflanzungstrieb dieser Vögel arbeitet. Wer so etwas nicht kennt und mit eigenen Augen gesehen hat, würde es für ganz selbstverständlich halten, daß die Grasmücke ihre auf den Nestrand beförderten Jungen schleunigst wieder unter sich schiebt und den doch recht anders aussehenden, ungebetenen Gast entweder hinauswirft oder zum mindesten tothackt, was sie ja ohne weiteres könnte. In Wirklichkeit sind die verklammenden, einem qualvollen Tod preisgegebenen Grasmücken für die Alten einfach nicht mehr da; denn der Trieb, kleine Kinder zu wärmen und zu füttern, wird durch den im Nest sitzenden Stiefvögel vollauf befriedigt“<sup>11)</sup>. Man hat früher

nicht für wahr halten wollen, daß so verwickelte Triebhandlungen wie die des nestjungen Kuckucks angeboren sein und ohne jede Einsicht ausgeführt werden können. Heute können wir daran nicht mehr zweifeln.

Hierin gleichen sich Grasmücken und Affen: sie kennen ihre eigenen Jungen gar nicht in dem Sinne, wie ein Mensch seine Kinder kennt. Sie haben keine Auffassung von ihnen „als“ ihren Kindern. Oder anders ausgedrückt: es mangelt ihnen der BEGRIFF vom Eigen-Kind. Sie „begreifen“ eben selbst nicht, was vor sich geht. Deshalb ist es ihnen auch unmöglich, MITLEID zu haben, jenes Mitleid, das jede menschliche Mutter zu ihrem Kinde hat, für das sie sorgt, weil sie eben weiß, daß es IHR Kind ist. So gibt es auch für das Tier kein STERBEN im menschlichen Sinne, d. h. ein bewußtes Erleben des Verendens bei sich oder anderen. Ein Tier endet immer nur. Auch für die Eltern-Tiere verenden einfach ihre Jungen; es kann sie nicht kümmern, weil sie es nicht begreifen.

Wohl haben wir, wie der eben kurz ausgeführte Fall des Kuckucks unverkennbar zeigt, „Klugheit“ im Verhalten von Tieren, ja eine „Gerissenheit“, der gegenüber die „Einfalt“ vieler Menschen völlig versagt. Diese „Klugheit“ kann sogar soweit gehen, daß sie sich ganz ungewohnten Lagen anpaßt. So hat man beobachtet, daß eine Seeschwalbe das Gelege eines verwaisten Säbelschnäblers ausbrütete und nachher die fremden Jungen nicht nach eigener Art mit Fischen nährte, sondern nach Säbelschnäblerart den Stiefkindern Insekten aus dem Grase scharrte. Wir haben es hier mit einer erstaunlichen Instinkt-Regulation zu tun. Kein Zweifel: würden wir etwas Analoges beim Affen beobachten, die meisten würden eine solche Regulation der persönlichen Intelligenz des Affen zuschreiben. Bei Vögeln aber wandelt niemanden diese Versuchung an. Die Natur also kann von einer ingeniosen Klugheit sein, Mittel und Wege kennen, auf die der Mensch nicht verfällt. Trotzdem ist es eine Klugheit ganz anderer Art, nicht eine Klugheit, die ihre Quelle in der persönlichen Einsichtsfähigkeit des betreffenden Tieres hat, sondern es ist und bleibt eine Klugheit der „Natur“, in deren Bann das Tier immer verbleibt. Dem Menschen hingegen ist persönliche Einsicht möglich. Das Maß dieser Einsicht freilich kann sehr verschieden sein; es kann auseinanderliegen wie die Dummheit eines Hilfschulkindes auf der einen Seite und die Intelligenz eines Erfinders oder Verbrechers auf der anderen Seite. Nicht die Größe der Intelligenz macht das Menschliche aus, sondern der urpersönliche Besitz der Intelligenz, der dem Tier abgeht.

### Das Tier als seelisches „Subjekt“

Bislang war die Erforschung der Instinkte des Tierlebens einseitig auf die Herausstellung des biologischen Sinnes bedacht. Instinktvorgänge hielt man mehr oder minder für Vorgänge, die am Tier ablaufen, ähnlich wie an einer Maschine Vorgänge ablaufen, die wohl sinnvoll sein können, an denen aber die Maschine nicht — sagen wir einmal „selbst“ — beteiligt ist. „Selbst“ besagt das innere Beteiligtsein als handelndes und leidendes Subjekt, ein Beteiligtsein, das sich in typischen Verhaltensweisen zeigt. Ob einem Menschen das, was er tut oder erleidet, innerlich stark angeht, kann ich nicht unmittelbar wahrnehmen. Es läßt sich nur aus seinen Äußerungen in Haltung und Sprechen erschließen. Ähnlich können wir auch das innere Be-

teiligtsein des Tieres an seinem Tun und Erleiden nur auf mittelbare Weise erschließen.

Wie die Menschen sich in ihrem Verhalten zu etwas in verschiedene Typengruppen ordnen, so auch die Tiere. Eben daran läßt sich erkennen, daß sie als Selbst nicht unbeteiligt sind, sondern sich als Selbst zu ihrem Tun verhalten. Freilich handelt es sich hierbei noch nicht um ein menschliches Selbst-Verhalten individueller Art, sondern um Verhaltensweisen, die naturhaft für Arten und Rassen festgelegt sind und keine Spielbreite eigenpersönlicher Wahl auf Grund einsichtigen Verhaltens zulassen.

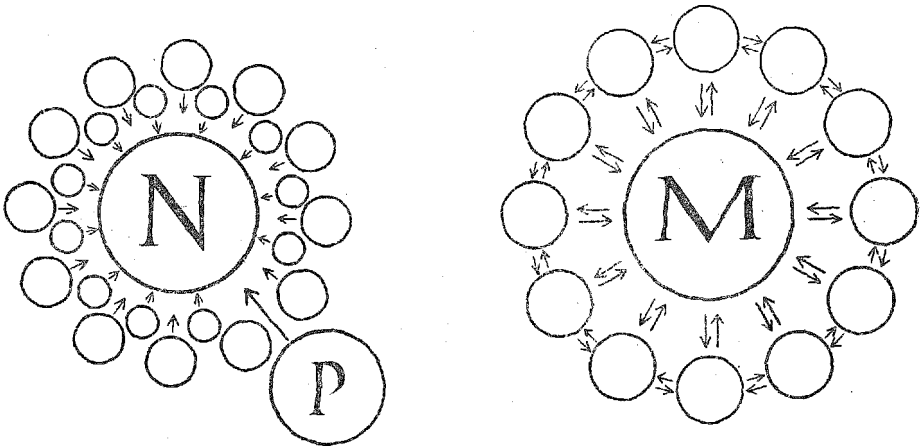


Fig. 1. Schema der Vaterfamilie eines Fisches. N = Nest, P = Vater. Die kleinen Kreise bezeichnen die jüngeren, die größern die älteren Geschwister.

Fig. 2. Schema der Mutterfamilie eines Fisches. M = Mutter.

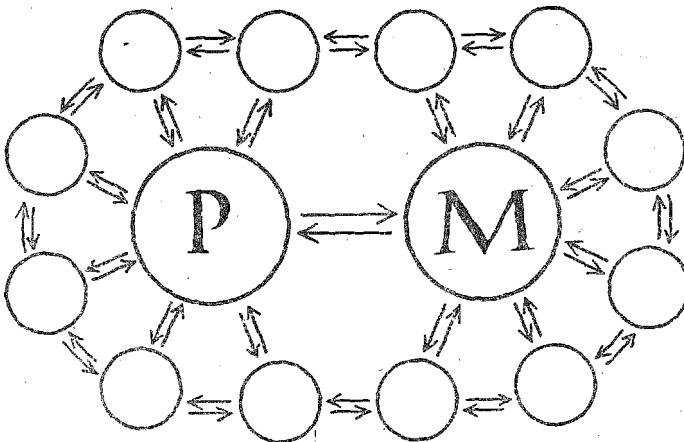


Fig. 3. Schema der Elternfamilie eines Fisches. P = männlicher Elter, M = weibl. Elter. Die kleinen Kreise bezeichnen die Jungen (alle 3 Figuren nach Peters).



Daß Tiere an ihrem Tun innerlich beteiligt sind, und zwar in typisch verschiedenen Formen, zeigt die Typologie des sozialen Zusammenschlusses bei Tieren. Bei Fischen wie bei Vögeln hat man die Art der Vergesellschaftung beobachtet und gefunden, daß es verschiedene Familientypen gibt. Man unterscheidet Vaterfamilie, Mutterfamilie und Elternfamilie.

Ist der Vater der sozial führende Teil, so bereitet er — etwa bei den Kampffischen — die Familiengründung dadurch vor, daß er ein Territorium „besetzt“ hält. Wir haben hier ganz deutlich eine Vorform menschlichen Eigentums, das Territorium ist sein „eigen“. Jeden Eindringling vertreibt er daraus. In diesem Territorium baut er ein Nest. Bezeichnenderweise wird in der Vaterfamilie nicht — um es vermenschlicht auszudrücken — die „Person“ des Vaters der soziale Mittelpunkt, vielmehr das Nest. Der Vater sorgt für günstige Lebensbedingungen der im Nest untergebrachten Nachkommenschaft. Aber er bindet die Nachkommenschaft nicht an sich selbst. Sind nach kurzer Frist die Jungen so weit herangewachsen, daß sie ein selbständiges Leben führen können, so verlassen sie das Nest und schwimmen davon. Ganz anders liegen die Verhältnisse in der Mutterfamilie. Dieser Familientypus findet sich ebenfalls bei vielen Fischarten, z. B. den Buntbarschen. Auch wenn die Tiere schon selbständig herumschwimmen können, trennen sie sich keineswegs von ihrer Mutter, sondern schließen sich um sie zu enger Familiengemeinschaft zusammen. Unter Führung und Schutz der Mutter verlassen die Jungen den Laichplatz. Sie halten sowohl unter sich wie zur Mutter hin enge Verbindung. Hier steht also im Mittelpunkt der Familie offensichtlich die „Person“ der Mutter, während sich die Vaterfamilie um das Nest zentriert. In der Vaterfamilie streben in den ersten Lebenstagen die Jungen nicht zur „Person“ des Vaters zurück, sondern zum Nest. Oft kümmert sich auch der Vater darum und bringt versprengte Junge, die er mit dem Maul aufsammelt, zum Nest zurück. Sehr bezeichnend ist es auch, daß in einer Vaterfamilie vielfach die Brut verschiedener Mütter vereinigt ist. Arten, bei denen die Vaterfamilie üblich ist, legen ihre Laichplätze kolonienweise an. Während die Männchen ihre Territorien besetzt halten, streifen die Weibchen oft scharenweise umher, um von Zeit zu Zeit die Nester zu besuchen und bald in diesem, bald in jenem ihren Laich abzusetzen. In den Nestern wächst der Laich mithin verschiedenartig heran. Untereinander haben diese Stiefgeschwister kein näheres Verhältnis. Im Gegensatz hierzu kommt es bei der Mutterfamilie, auch bei der Elternfamilie zu echter Gemeinschaft, sowohl zwischen Alttieren zu Jungtieren wie zwischen den Jungtieren untereinander. Den aus Vaterfamilien Hervorgegangenen ist ein hohes Maß sozialer Ungebundenheit eigen. Es kommt bei ihnen niemals zu echter Gemeinschaft. H. M. PETERS, dem wir eine Studie darüber verdanken, schildert ihr Verhalten: „Schon frühzeitig, noch vor Erreichen der Geschlechtsreife, beginnen die Tiere sogar gegen ihre Artgenossen aggressiv zu werden. Dabei beobachtet man das charakteristische Imponiergehabe . . . Der Drang nach Selbstbehauptung, nach Superiorität macht sich bereits bemerkbar. Es wäre verfehlt, solchen Tieren die Neigung zu sozialem Kontakt gänzlich abzusprechen. Im Gegenteil bedürfen sie ja geradezu des Artgenossen als Objektes der sozialen Auseinandersetzung. Aber sie leben wie im Inneren eines unsichtbaren Gehäuses, das sie stets mit sich herumtragen und in das kein Artgenosse ungestraft eindringen darf. Sie geben, obwohl ungesellig, ja feindlich gegen ihre Artgenossen, trotzdem niemals

die Verbindung mit diesen gänzlich auf, bewegen sich jedoch innerhalb der Sozietät mit einem hohen Grade von Ungebundenheit. Im Gegensatz dazu schwimmen die Abkömmlinge besonders der Elternfamilie in Schwärmen umher, welche wie von einem einheitlichen Willen beseelt erscheinen, in denen also die Individuen einen starken sozialen Anschlußtrieb äußern. Will man beide typisch verschiedenen Verhaltensweisen auf eine allgemeine Formel bringen, so kann man sagen, im Leben der Arten mit Vaterfamilie walte das Prinzip der Individualisierung, im Leben der Arten mit Mutter- oder Elternfamilie dagegen das Prinzip der Kollektivität.“<sup>12)</sup>

Es läßt sich experimentell nachweisen, daß die Jungen einer Mutterfamilie ein angeborenes optisches Schema ihres Elternfisches besitzen. Wird ihnen eine künstliche Nachbildung (Attrappe) des Mutterfisches nahegebracht, so verhalten sie sich dazu genau so wie zur natürlichen Mutter, sofern die Attrappe — wenn auch schematisch vereinfacht — den optischen Eindruck der Mutter wiedergibt. Wird eine solche Attrappe mittels eines Drahtes im Wasser bewegt, so stürzt sich ein mutterloser Schwarm von allen Seiten zum Vorderende des Modells. Denn eine lebendige Mutter nimmt die Jungfische, die von allen Seiten heranströmen, in ihr Maul auf. Daß das Mutterschema angeboren ist, ergibt sich daraus, daß ein Jungfisch, der in einer Glasschale aufgezogen ist, schon bei der ersten Begegnung mit der Attrappe typisch antwortet. Bezeichnenderweise vermißt man ein solches angeborenes Eltern-Schema bei den Tieren einer Vaterfamilie. Vater und Junge kümmern sich in keiner Weise umeinander.

Auch die dritte Form der Familie, die Elternfamilie, ist bei den Fischen weit verbreitet. Auch sie ist ebensowenig wie Vater- und Mutterfamilie auf bestimmte systematische Gruppen beschränkt. Bei den Cichliden bewachen beide Elterntiere, die sich dabei ablösen, unausgesetzt den Laich gegen Artgenossen und Fremdfische. Das jeweils wachhabende Tier wedelt mit den Flossen dem Laich dauernd frisches Wasser zu. Auch hier läßt sich ein angeborenes Eltern-Schema nachweisen. In der Elternfamilie pflegen die Elterntiere völlig gleiche Tracht zu haben, so daß sie den Jungen gleichwertig erscheinen. Die Jungen streben aktiv danach, in der Nähe der Eltern zu bleiben. Sie werden darin von den Altfischen unterstützt, die verirrte Jungfische ins Maul nehmen und sie zum Schwarm zurückbringen.

Das Erstaunliche nun ist es, daß die zunächst bei den Fischen aufgefundenen sozialen Typen sich auch bei anderen Tieren, so bei Vögeln wiederfinden. Ja selbst beim Menschen kehren diese drei Typen wieder. Bekanntlich gibt es Kulturen mit ausgesprochenem Patriarchat, andere mit ausgesprochenem Matriarchat, wieder andere mit ausgesprochenem Familiengeist, in dem beide Eltern führend sind. Auch der Zug, daß die Persönlichkeit der Mutter eine stärkere persönliche Bindungsmacht darstellt als der mehr sachlich eingestellte Vater, ist in charakteristischer Weise beim Menschen vorhanden. Man kann nun nicht sagen, das eine Prinzip „entwicke“ sich aus dem anderen. Vielmehr finden sich diese sozialen Typen auf den verschiedenen Stufen des zoologischen Systems in ganz analogen Formen wieder.

Machen wir uns nun klar, was es beinhaltet, wenn wir sagen, ein „Vater“-Tier hält ein Territorium „besetzt“. Das erste, was damit ausgesagt wird, ist ohne Zweifel eine Wachheit des Tieres. Es ist ausgespannt auf etwas — eben das ist Bewußtsein. Die bewußte Wachheit kann sehr ver-

schiedene Grade haben. Ein Lebewesen kann dösigschläfrig sein, seine Aufmerksamkeit ist nur schwer zu wecken. Auch ein schläfrig-dösiges Tier nimmt offensichtlich Bilder durch sein Gesicht wahr. Aber es ist nicht darauf ausgespannt, was sich ihm im besonderen darbietet, um sich danach zu richten. Klar heben sich hier in diesem Tatbestand zwei Dinge voneinander ab: die innere Wachzentrale, deren Gespanntheit mehr oder minder groß sein kann, und dann das bloße Haben von optischen Eindrücken. Das Tier besitzt also nicht nur äußere Sinne (sensus externi), sondern auch einen inneren Sinn, einen Zentralsinn, dem die Scholastik den Namen „sensus communis“ gab, weil er der gemeinsame Aufnahmeort für die verschiedenen äußeren Sinneseindrücke ist. Der innere Sinn muß sein eigenes Bild vom besetzt gehaltenen Territorium haben. Denn bei seinen unaufhörlichen Wendungen wandelt sich der optische Eindruck, den der Fisch empfängt, dauernd. Er sieht etwa das eigene Nest bald von vorn, bald von der Seite, bald von hinten, bald aus größerer, bald aus geringerer Entfernung. Jedesmal ist also eine ganz verschiedene Stelle der Netzhaut gereizt, mithin das Bild des äußeren Sinnes ein dauernd verschiedenes. Doch wird trotzdem das ganze Territorium ohne jedes Schwanken verteidigt. Es kann also der Fisch nicht bloß Bilder seiner äußeren Sinne haben, sondern er muß darüber hinaus noch ein „inneres Bild“ besitzen, das nicht einfach von den äußeren Sinnen herkommt, sondern aus einer gewissen Verarbeitung der äußeren Sinnesbilder entsteht. Wir sagen: eine „gewisse“ Verarbeitung. Sie ist unleugbar, auch wenn die Räume der verschiedenen Sinne noch nicht zu einer völligen Deckung gebracht werden. SCHELER weist darauf hin, daß bei Spinne und Affe Sehraum und Tast-Handlungsraum nicht zur Deckung gebracht werden und hält das für das Tier überhaupt bezeichnend. Eine Spinne, die lauernd im Knotenpunkt ihres Netzes sitzt, stürzt sich sofort auf die Mücke, die sich in ihrem Netz verfängt. Ihr Tastsinn reagiert auf den feinen Zug. Sobald man aber die Mücke außerhalb des Netzes in Sehweite der Spinne bringt, ergreift die Spinne die Flucht. Für ihren Gesichtssinn ist die Mücke ein ganz anderes Wesen, ein anderes „Ding“. Ähnlich verhält sich ein Affe, dem man eine halbgeschälte Banane reicht. Er flieht vor ihr, während er eine ganz geschälte sofort frißt, eine ungeschälte sich selbst schält und sie dann frißt. Ich halte diese Beispiele für noch nicht ausreichend bezeugt; vor allem ist anzuzweifeln, ob es sich hier wirklich um eine typische Reaktion handelt. Die Versuche bedürfen einer gründlichen Nachprüfung. Zwar besitzt das Tier gewiß noch nicht die menschliche Dingkategorie, aber doch schon ein inneres Bild von einem Dinge; in diesem inneren Bild einen sich als ihrem gemeinsamen Mittelpunkt die äußeren Sinnesbilder. Nur so ist es zu verstehen, daß ein Tier ein dauerndes Selbstverhältnis zu einem Territorium wahrte. Es bezieht diesen Raum dauernd in einer eigentümlichen Weise auf sich selbst; durch diese Beziehung bahnt sich etwas an, was wir beim Menschen in ausgeprägter Form als Eigentumsbegriff haben.

In das Territorium werden nur Weibchen zum Ablachen im Nest herangelassen. Das Tier muß dafür doch irgendwie die Gabe, fremde Eindringlinge von laichwilligen Weibchen zu unterscheiden haben. Es muß also imstande sein, herankommende Tiere zu „beurteilen“. Um das zu können, braucht es ein Vor-Wissen, besser gesagt ein Bild-Schema von Weibchen überhaupt. Nach diesem vorgegebenen Bild-Schema werden herankommende

Tiere beurteilt, ob sie in das Territorium hineindürfen oder nicht. Wir können das ganze Verhalten des Vatterieres nicht verständlich beschreiben, — vor allem, wenn wir uns den Vorgang phänomenologisch verdeutlichen — ohne das Tier als handelndes seelisches Subjekt zu nehmen. Freilich ist dabei die ganze Handlungsfolge artspezifisch festgelegt; das Einzeltier kann sich dem Banne der Artspezifität nicht entwinden, um als „individuell“ selbständiges seelisches Subjekt zu handeln, bei dem das Handeln individuelle Selbständigkeit in dem Sinne gewinnt, daß der besondere Grund für die Besonderheit der Handlung nicht mehr in der Naturgebundenheit der Art, sondern in einem individuellen Eigenwillen des Einzeltieres zu suchen wäre.

Sind auch Tiere schon handelnde Subjekte, so folgen sie doch dabei einem artlich festgelegten Schema, insbesondere hier einem sozialen Schema. Auch die sozialen Bindungen der Tiere aneinander in den drei kurz geschilderten Typen der Familien sind nicht ohne psychologische Kategorien zu beschreiben. „Bindung“ im Sinne von sozialer Vergemeinschaftung ist bei toten Dingen, bei Maschinen etwas völlig Undenkbares, weil Sinnloses, etwas der Natur toter Dinge völlig Unangemessenes. Möglich wird soziale Bindung aneinander erst dort, wo ein Sich-Beziehen auf andere möglich ist. Freilich müssen wir auch hier wieder einschränkend sagen, diese Selbst-Beziehung erfolgt nicht auf Grund eines Selbst-Bewußtseins in der Art des Menschen; die Selbst-Beziehung des Tieres wird nie eine selbst-begriffene, sondern bleibt immer eine Selbst-Beziehung im Banne der eigenen Natur. Es ist also eine naturgeführte, nicht aber selbst-ergriffene Selbst-Beziehung. Deshalb vermag diese tierische Selbst-Beziehung auch niemals Gegenstand eigener Entscheidung zu werden, sondern verbleibt immer im Art-Rahmen. Das Tier vermag sich selbst nicht restlos vor sich selber zu bringen. Die restlose Rück-Beugung (reflexio) auf sich selbst, die zum geistigen Eigen-Besitz führt, gelingt ihm nie — ja kann ihm nie gelingen, weil es nicht die Fähigkeit besitzt, dazu einen Anlauf zu nehmen.

### „Einsichtiges“ Verhalten bei Tieren

WOLFGANG KOHLER hat — das war das Ergebnis seiner berühmten Intelligenz-Prüfungen an Affen — bei Schimpansen „einsichtiges Verhalten“ festgestellt. Affen sind fähig, eine ihnen vorliegende Lage in etwa zu beurteilen und auf Grund eines solchen Urteils zu handeln. Also — so schließt KOHLER weiter — fällt der Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch. Andere widersprachen ihm und erklärten, es liege gar kein echtes Urteilen vor, sondern lediglich assoziative Verknüpfungen; Tieren ist keine Intelligenz zuzusprechen. Diese allein ist dem Menschen vorbehalten. SCHELER wiederum verwirft beide Thesen; er stimmt KOHLER darin bei, daß Affen echte Intelligenzleistungen aufzuweisen haben — trotzdem bestehe ein Wesensunterschied zwischen Mensch und Tier. Dieser aber sei anderswo zu suchen. Praktisch organisch gebundene Intelligenz besitze der Mensch wie das Tier. Was aber den Menschen auszeichne, sei etwas ganz Neues, auch über die bloße Intelligenz Hinausliegendes. Dieses eben sei der „Geist“.

Welche der drei einander widersprechenden Thesen hat recht? Oder sind sie alle drei zu verwerfen und durch eine vierte zu ersetzen? Der Mangel aller drei Theorien liegt in der Ungeklärtheit der zugrunde gelegten Kategorien; sie sind nicht ausreichend, um den Tatbestand wirklich ein-

zufangen, und bedürfen einer Erweiterung, wobei diese Erweiterung freilich nicht durch willkürliche Neuerung erfolgt, sondern durch ein sachnotwendig bedingtes Weiterdenken, das zur Wiederbelebung vergessener und nicht mehr verstandener Begriffe führt.

Der entscheidende Fehler der beiden ersten Thesen besteht darin, daß sie „einsichtiges Verhalten“ unbesehen mit geistiger Erkenntnis menschlicher Art gleichsetzen. Allen Argumenten, die mit KOHLER einen Wesensunterschied zwischen Affe und Mensch leugnen, liegt eine stillschweigende Voraussetzung zugrunde, die irrig ist. Die Annahme nämlich, daß es nur eine einzige Form von Erkenntnisfähigkeit gibt, so daß also immer, wenn irgendwelches Erkennen überhaupt festgestellt wird, damit die Wesensgleichheit mit dem menschlichen gegeben ist. Wir können diesem Trugschluß nur entkommen, wenn wir uns offenhalten für die Möglichkeit zwei voneinander verschiedener Formen von Erkenntnis, so wie die aristotelisch-scholastische Philosophie sinnliches Erkennen von geistigem unterschied. THOMAS VON AQUIN war davon überzeugt, daß auch dem Tiere eine Erkenntniskraft zuzubilligen sei, eine Art sinnlicher Urteilskraft. Er nannte sie *vis aestimativa*.

Ein bedeutender Vertreter der heutigen Tierpsychologie, F. J. J. BUYTENDIJK nimmt diesen Begriff wieder auf. Nicht nur KOHLER hat ja bei Menschenaffen „einsichtiges Verhalten“ nachgewiesen. „YERKES hat auf Grund seiner Untersuchungen an anthropoiden Affen eine Anzahl Merkmale zusammengestellt, die das einsichtige Handeln kennzeichnen. Einsichtig nennt YERKES jene auf Grund von Erfahrung ausgeführten Handlungen, die begleitet sind von plötzlichen, effektiven, individuell gebildeten Adaptationen an mehr oder weniger neue und problematische Situationen“ (BUYTENDIJK a. a. O. 226). Zu der tierischen Intelligenz sagt er weiter: „Betrachtet ein Tier seine Situation und wählt sofort den richtigen Umweg, der zum Ziel führt, so liegt unbedingt ein anderer Fall vor als bei dem Menschen, der die Situation denkend betrachtet, die Problematik herauslöst und auf Grund von Urteilen zu einem Schluß kommt, der wiederum die Handlung dirigiert. LLOYD MORGAN hat diesen Unterschied mit den Begriffen ‚intelligent and rational behavior‘ zu fassen versucht. Letzteres ist gekennzeichnet durch das Denken, d. h. ‚to explain the situation, which at an earlier stage are merely accepted as they are given in presentation or representation‘. Nach dieser Auffassung wäre tierische Intelligenz ungefähr identisch mit der ‚vis aestimativa‘, dem sinnlichen Schätzungsvermögen der SCHOLASTIK. Intelligent kann dann das Verhalten sein auch ohne Bewußtsein, ohne Wissen, Verstehen, Urteilen und Abstrahieren im menschlichen Sinne“ (ebenda 236). Die tierische Intelligenz oder, wie BUYTENDIJK einmal sagt, das „senso-kritische Verhalten“ bei Tieren ist nur „ein Analogon zur vernunftmäßigen Haltung des Menschen. Was in der höchsten Lebensform, dem geistigen Leben, sich am klarsten an der Freiheit ihres Inhaltes zeigt, d. h. an ihrem von Anderen nicht bestimmten Sein, wirkt auch in der Gebundenheit des tierischen Daseins. Sind hier die Umweltbedingungen einförmig, so zwingen sie das Leben in feste Formen, auch in feste Handlungsgestalten, die wir Gewohnheit nennen. Sobald aber die Umweltfaktoren wechseln, unbestimmt und unbestimmend werden, tritt in der Schicht des Vitalen die kritische Haltung hervor, die begründete Wahl, für die freilich ‚Grund‘ und ‚Folge‘ noch ungeschieden sind“ (205).

Von der tierischen Intelligenz, die sich bei „primärer Aufgabenlösung“ zeigt, führt BUYTENDIJK weiterhin aus: „Dabei wird das Ziel ohne Dressur, ohne unruhiges Probieren oder mit Werkzeugen in einem Zuge erreicht. Die Handlung wird so ausgeführt, daß tatsächlich ein bestimmter Erfolg eintritt. Darum spricht man hier von Einsicht oder Erkenntnis von Sachbezügen. So eine Einsicht in die Beziehung der räumlichen Anordnungen hat KOHLER in seinen Umwegversuchen bei Affen ausführlich nachgewiesen.

Wir haben bei den erwähnten Beobachtungen in einer aufgabefreien Situation mehrmals Gelegenheit gehabt, ein derartiges Verhalten zu beobachten. Ich gebe einen in dieser Hinsicht typischen Fall wieder: Eine Ratte kletterte auf den schmalen Rand eines Wasserbehälters aus Blech und sah zum Holzklotz, der im Wasser stand und auf dem ein Stück Fleisch lag, hin. Der Klotz stand exzentrisch, und das Tier befand sich an einer entfernten Stelle des Behälterandes. Nachdem sie hingeschaut hatte, sprang die Ratte auf den Boden hinunter, lief in einem Zug bis an die dem Klotz nächste Stelle auf dem Boden und wollte von hier aus auf den Rand des Wasserbehälters klettern. (Die Ratte konnte vom Boden aus den Block im Wasser nicht sehen, denn der Rand des Fasses war 20 cm hoch). Hier stellte sie sich auf die Hinterbeine, mit den Vorderpfoten an die Wand gelehnt, konnte anscheinend aber nicht hinauf. Nun drehte sie sich sofort um, lief zu der (durch eine im Sande stehende Holzkiste leichter zugänglichen) ersten Wandstelle zurück und kletterte dort wieder auf den schmalen Rand des Gefäßes. Jetzt lief sie den Rand des Wasserbehälters mit großer Mühe langsam entlang bis zu der dem Klotz nächsten Stelle und sprang von hier aus auf den Klotz, wo sie das Fleisch verzehrte.

An diesem Verhalten fällt mehreres auf: 1. Der ‚gute Fehler‘ beim Laufen in die scheinbar nächste Nähe des Zieles. 2. Die bestimmte Gerichtetheit der Ratte zum Ziel, die längere Zeit dauert, nicht nur bei optischer Anwesenheit des Zieles. 3. Das ‚Augenmaß‘ —, das die Ratte genau an die dem Klotz entsprechende Stelle unter der Wand bringt. 4. Anderes Probieren, wenn es so nicht geht: Zurückkehren zum alten Wege. 5. Die genaue Erfassung der ‚nächsten Entfernung‘, von der aus erst die Ratte auf den Klotz zu springen versucht“ (ebenda 220 f).

Aus den bislang beigebrachten Belegen für einsichtiges tierisches Verhalten läßt sich die Ausstattung der tierischen Seele mit besonderen Fähigkeiten entnehmen. Das Tier ist keineswegs nur ein Registrierapparat äußerer Sinneswahrnehmungen, von denen es teils angezogen, teils abgestoßen würde. Es besitzt nicht nur „äußere Sinne“, sondern auch einen „inneren Sinn“, einmal jenen Gemein Sinn, in dem ein inneres gleichbleibendes Bild etwa von dem Territorium, das ein Fisch besetzt hält, ausgeformt wird. In ihm treffen sich auch in etwa die Bilder der äußeren Sinne zu einer Einheit, wenn auch dem Tiere noch die Bildung des Ding- und Substanz-Begriffes abgeht. Weiterhin besitzt es eine Gedächtnisfähigkeit, die es ihm ermöglicht, einen Herrn auch nach Jahren wiederzuerkennen. Das Erinnerungsbild des Tieres ist affektbesetzt. Schon mancher, der ein Tier hinter Schloß und Riegel geneckt hatte, hat nachher unerwartet die Rache des Tieres erfahren müssen. Ein sinnlich lockendes und reizendes Ziel weckt weiterhin die Fähigkeit eines gewissen Beziehungserfassens, um auf Umwegen an das lockende Ding heranzukommen. Dieses Beziehungserfassen

geschieht auf Grund der *vis aestimativa*, jenes Schätzungsvermögens, das eine Entfernung nach Augenmaß oft trefflich abzuschätzen vermag. Zur Auslattung des Tieres gehört der Schatz der ererbten sinnlichen Bilder, die wir ererbte Bild-Schemata genannt haben. Auf Grund dieser ererbten Bilder urteilt das Tier in einem unmittelbar vorliegenden Falle und stellt daraufhin sein Verhalten ein.

In seiner *Summa Theologica* gibt THOMAS VON AQUIN ein instruktives Beispiel einer Analyse tierischen Verhaltens, die vor dem Forum heutiger Tierpsychologie bestehen kann. Er führt aus: „Es steht zu bedenken: Würde ein Tier nur durch sinnliche Lust und Unlust bewegt, brauchte man beim Tier nur eine Auffassung der Formen, die der Sinn aufnimmt, in denen er lustvoll oder unlustvoll erregt wird, annehmen. Doch offensichtlich flieht oder scheut das Tier manches nicht bloß wegen der Lockung und Abstoßung der Sinne, sondern wegen irgendwelcher anderer Bedeutsamkeit, Nutzen oder Schaden. So flieht das Schaf, das einen Wolf herankommen sieht, ihn nicht wegen irgendwelcher Unlust an der Farbe oder Gestalt, sondern als Feind seiner Natur. Aehnlich sammelt der Vogel Spreu, nicht weil es seinem (äußeren) Sinn lustvoll ist, sondern weil es brauchbar zum Nestbau ist. Offensichtlich vermag also das Tier solche Ausrichtungen aufzufassen, die der äußere Sinn nicht aufnimmt. Für diese Auffassung ist ein gesondertes Prinzip nötig, denn bei der Auffassung des äußeren Sinnes ändert sich ja dauernd das Sinnesbild; anders aber steht es mit der Erfassung der obengenannten Ausrichtungen. Zur Aufnahme der Sinnes-Bilder ist der Gemeinsinn bestimmt. Diese Formen zurückzubehalten und zu bewahren vermag die Phantasie oder Einbildungskraft, denn sie stellt den Schatz der verfügbaren Sinnesbilder dar. Zur Erfassung der Wesensausrichtungen, die durch den (äußeren) Sinn nicht wahrgenommen werden, ist die *vis aestimativa* hingeordnet. Aufbewahrt werden sie im Gedächtnis, das gewissermaßen den Schatz dieser Wesensausrichtungen darstellt. Erkennbar sind solche Wesensausrichtungen an der biologischen Bedeutsamkeit als nützlich oder schädlich. Auch für das Vergangene liegt der Gesichtspunkt, den das Gedächtnis anstrebt, innerhalb derartiger Wesensausrichtungen“ (S. th. I 78,4).

In dem von THOMAS angedeuteten Gedächtnis-Begriff ist das wiederzuerkennen, was die heutige Tierpsychologie das „Erbgedächtnis“ nennt. Es enthält die Maßstäbe, nach denen die an das Tier herandrängenden Dinge bewertet werden. Das Erbgedächtnis vermag in erstaunlich zäher Weise solche Bewertungs-Bilder über Generationen weiterzugeben. FEHRINGER hatte einen zahmen Jungwolf. Eigenartig war es, wie Pferde auf der Straße auf diesen Jungwolf reagierten, wenn ihn der Besitzer in Gesellschaft anderer Hunde spazieren führte. Menschen gelang es nicht, das Wildtier aus den Hunden herauszufinden. Die Pferde aber überkam bei der Begegnung regelmäßig ein Zittern, jedenfalls solange der Wolf jung war und er wohl noch den ihm eigenen Wildgeruch besaß. Später freilich mochte dieser Wildgeruch verwittert sein. Weshalb scheut das Pferd in einer harmlosen Situation einen Jungwolf, den ein Mensch führt? Das Pferd muß irgendwie eine Gedächtnisspur vom schädlichen Wolf in sich tragen, auf Grund dessen dann das erschreckte „Sicherinnern“ über Generationen hinweg zustande kommt. Das Pferd muß also ein Erbgedächtnis besitzen. Des Steppenpferdes Urfeind war der Wolf. Noch heute ist das Bild des schädlichen Wolfes im Gedächtnis des Pferdes; obwohl es durch Jahrhunderte, ja viel-

leicht durch Jahrtausende mit dem Wolf nicht mehr in Beziehung gekommen ist. Wittert es einen Wolf, so tut es das gleiche wie ehemals das Pferd in der Steppe, es neigt dazu, in panischem Schrecken davonzurennen.

Je mehr ein Erbgedächtnis im einzelnen ausgebaut, bis in die letzten Feinheiten ausspezialisiert ist, desto geringer ist die Notwendigkeit der Tierpsyche, im Einzelfall durch ein „iudicium naturale“ (THOMAS VON AQUIN) die besondere Anwendung zu vollziehen, desto geringer freilich auch der Spielraum, innerhalb dessen eine Anpassung an die besonderen Verhältnisse zu erfolgen vermag. Einige Belege für Erbgedächtnis mögen das verdeutlichen. Der gelbe südafrikanische Webevogel flicht mit Vorliebe über Wasser ein schönes kleines Nest an der äußersten Spitze elastischer Zweige. Gern wird dafür die Trauerweide benützt. Das erste Stückchen Gras wird an den Zweig angebunden und mit einem Knoten befestigt. Der ausgewachsene Webevogel ernährt sich selbst mit Samen, füttert dagegen seine Jungen mit Würmern bis kurz vor der Zeit, da sie flügge werden. Das Erbgedächtnis des Tieres hält also diese beiden Dinge fest: wie das Nest gebaut wird und wie die Jungen gefüttert werden. E. N. MARAIS nun hat folgenden aufschlußreichen Versuch vorgenommen: Die Eier des gelben Webers ließ er durch vier Generationen von Kanarienvögeln ausbrüten und hinderte dann die Jungen, wenn sie erwachsen waren, ihr charakteristisches Nest zu bauen. Die Vögel wurden auf synthetische Weise ernährt und lernten weder Würmer noch Insekten kennen. Sie bekamen auch niemals einen Grashalm zu sehen, mit dem sie hätten einen Nestbau beginnen können. Erst nachdem die Tiere durch vier Generationen weder ein geflochtenes Nest gesehen, noch ein Wurm zu fressen bekommen hatten, wurden sie wieder in normale Lebensverhältnisse gebracht. Das individuelle Gedächtnis konnte mithin nach dieser Zeit keine Erfahrungsbilder besitzen. Es mußte sich zeigen, ob ein Erbgedächtnis Bilder getreu aufbewahrt hatte. MARAIS erwartete nun wenigstens irgendeine Abweichung von dem gewohnten Verhalten. „Aber weit gefehlt! Als die Zeit des Nestbaues herankam, begannen die Vögel mit Feuereifer, nach der Art ihrer Vorfahren zu flechten. Sie machten sogar mehr Nester, als sie benötigten, wie das als Schutzmaßnahme oftmals vorkommt. Als sie ihre Jungen dann ausgebrütet hatten, fütterten sie sie mit Würmern, wie ihr Instinkt ihnen vorschrieb, obwohl sie selbst doch nie einen Wurm zu fressen bekommen hatten.“<sup>13)</sup>

Von diesem Erbgedächtnis nun sagt MARAIS mit Recht, daß es nicht bloß eine positive Seite habe, sondern auch eine negative. Denn „dieser Gedächtnistyp erweist sich als ein furchtbarer Tyrann; er gewährt dem Einzelwesen nicht die Vorteile, die ihm ein individuelles Kausalgedächtnis verschaffen würde. Ja unter Umständen treibt es sein Opfer in den sicheren Tod hinein, wenn die Rettung nur in einem Handeln gegen die ererbten Vorschriften erreicht werden könnte“ (55). Von dem unzureichenden Begriff „individuelles Kausalgedächtnis“ sei hier noch abgesehen. Gemeint ist, daß mit zunehmender Starrheit des Erbgedächtnisses ein wachsender Mangel an Anpassungsfähigkeit des Instinktes Hand in Hand geht, was zum Verderben führen kann.

Zwei voneinander abweichende Typen des Erbgedächtnisses veranschaulicht sehr schön folgender Versuch. MARAIS verschaffte sich ein paar neugeborene Ottern, die aus dem Bau ausgegraben waren. Ohne je einen Fluß



zu sehen, wurden sie von einer Hündin mit deren eigenen Jungen großgezogen. Sie bekamen nichts anderes zu fressen als rohes Fleisch, Vögel oder andere Landtiere und lernten Wasser nur als Trinkwasser im Napf kennen. Zur selben Zeit versetzte MARAIS einen neugeborenen Pavian aus den Bergen in die Ebene und zog ihn mit der Flasche auf. Als er erwachsen war, wurde auch er auf eine von der natürlichen Gewohnheit abweichende Weise ernährt. Niemals hatte er Gelegenheit, ein Insekt zu fangen oder zu fressen. Als sowohl Otter wie Pavian drei Jahre alt waren, wurden beide Tiere in ihre natürliche Umgebung zurückversetzt, der Otter an den Fluß, von dem er herstammte, der Pavian in die Berge, wo seine Mutter erschossen worden war. Beide hatten vorher fasten müssen. Hier bot sich nun „eine wundervolle Gelegenheit, den Unterschied im Verhalten dieser beiden Geschöpfe zu beobachten“ (64). Nach kurzem Zögern stürzte sich der Otter in das Wasser und hatte nach einer knappen halben Stunde bereits eine Krabbe und einen großen Karpfen gefangen und verzehrte seine Beute oben auf einem Felsen. Der Pavian dagegen war völlig ratlos. Zwar stand ihm seine natürliche Nahrung in Hülle zur Verfügung, aber, obwohl ihn hungerte, kam es ihm nicht in den Sinn, unter Steinen nach Insekten zu suchen, wie dies in der Wildnis aufgewachsene Paviane tun. Sicher wäre er verhungert, wäre er sich selbst überlassen geblieben. Als MARAIS ihm einen Stein umwandte, zog er sich voll Abscheu vor den wimmelnden Insekten zurück. Nur mit Mühe gelang es, ihn dazu zu bewegen, einen toten Skorpion zu versuchen, dem der Stachel ausgezogen und die Giftdrüse entfernt war. Beim ersten Versuch, selbst einen lebenden Skorpion zu fangen, wurde er auf der Stelle in den Finger gestochen. Wahlos griff er dann nach einer giftigen Frucht, so daß sein Leben nur durch einen künstlichen Eingriff gerettet werden konnte. Einem wild aufgewachsenen Pavian wäre das nicht passiert. In der Horde hätte er von den Aeltern und aus eigener Erfahrung früh gelernt, das Richtige zu tun. Der in die Wildnis zurückversetzte zahme Pavian lernte allmählich auch, sich in seiner Umgebung zurechtzufinden und zu erhalten.

Hier liegt ein ganz anderer Typ von Erbgedächtnis vor, als beim Otter. Er ist wenig stark ausgeprägt, fordert dafür weitgehenden Einsatz der animalischen Urteilskraft (*vis aestimativa*), die durch Probieren und Nachahmen Eigenerfahrungen machen kann. Diese Eigenerfahrungen werden im Individualgedächtnis festgehalten. Für die Erklärung des Unterschiedes von Otter und Pavian reicht es nicht aus, wie MARAIS meint, dem Pavian über das ererbte Artgedächtnis hinaus noch die Fähigkeit zuzuschreiben, individuelle Kausalerinnerungen festzuhalten. Um Erfahrungen im eigentlichen Sinne überhaupt machen zu können, ist die Beurteilung nach „bekömmlich“ und „unbekömmlich“ Voraussetzung. Das Erbgedächtnis ersetzt also nicht die Fähigkeit einer animalisch-sinnlichen Urteilskraft, sondern bildet die unerläßliche Voraussetzung dafür.

### Unterschied von sinnlicher und geistiger Erkenntnis

Der Unterschied zwischen dem sinnlichen Erkennen, wie es das Tier besitzt, und dem geistigen Erkennen, wie es dem Menschen über das sinnliche Erkennen hinaus noch eigen ist, liegt in einem charakteristischen Weitergreifen um eine Wesensschicht sowohl im Bewußtseinsbereich als

auch im Gegenstandsbereich. Die Innerlichkeit des Selbst-Habens erreicht beim Menschen einen neuen Grad. Das Tier bringt in seiner Bewußtheit Dinge vor sich, auf die es durch seine Naturstrebungen hinbezogen ist und auf die hin es sich unter dem Zug dieser Naturstrebungen selbst bezieht. Aber es vermag seine Erlebnisse als seine eigenen nicht vor sich selbst zu bringen. Es vermag sich über sich selbst nicht restlos zurückzubeugen; sein Bewußtsein wird niemals aus der Verhaftung an die Naturtriebe entlassen. Sein Bewußtseinszustand ist mithin einem dämmernden Traumzustand zu vergleichen, in dem es mehr von der Natur und den Dingen gehabt wird, als es sich selbst hat. Der Mensch dagegen besitzt die Fähigkeit der letzten Rückbeugung auf sich selbst. Er vermag seine Handlungen als seine eigenen vor sich zu bringen. Damit hat er nicht bloß Bewußtsein, sondern im eigentlichen Sinne Selbst-Bewußtsein. Dem entspricht auf der Gegenstandsseite ebenfalls eine Vertiefung des Erkennens. Sinnliches Erkennen vermag sich niemals von dem bloßen Erscheinungsbild zu lösen. Wenn auch beim Tier in einem gewissen Ausmaß die Bilder der verschiedenen äußeren Sinne zu einem inneren Bild, das der Gemein Sinn ausformt, zusammenfließen, so gelingt es ihm doch nie, optische, akustische, taktile und sonstige Eindrücke auf ein und denselben Gegenstand zu beziehen und ihn als Ding zu begreifen, von dem die Eindrücke ausgehen. Dem Tier fehlt jene geistige Kraft, die Bilder seines Sehens, Hörens, Riechens, Greifens, Tastens auf ein und dasselbe konkrete Gegenstands-Ding, auf einen identischen Wirklichkeitskern zu beziehen. Das Tier also „begrift“ seine Eindrücke nicht; es gewinnt keinen „Begriff“ von dem, was sie besagen.

Dieser Akt des geistigen Begreifens ist — darin hat MAX SCHELER recht — zunächst eine Art geistigen Schauens. Hinter der bloßen Erscheinung wird etwas als etwas begriffen, als ein „Wesen“. Damit ist freilich nicht gesagt, daß geistiges Erkennen ein Ding in seinem vollen Wesen intuitiv zu erfassen imstande ist, sondern nur, daß es über das Erscheinungsbild hinaus zum dahinterstehenden Ding vorstößt, von dem es sich einen Begriff macht. Mag dieser Begriff auch noch so vorläufig und verbesserungsbedürftig sein, das erste Begreifen eines Dinges als etwas greift schon an das „Wesen“. Der Sinneserkenntnis sind immer nur An-Sichten gegeben; beim geistigen Begreifen aber springt plötzlich eine Ein-Sicht auf, die über die bloße Ansicht hineindringt und einen Sach- oder Wertverhalt also solchen heraushebt und vor sich bringt. Eben dieses Einsehen wird mit dem ursprünglichen Begriff „Intelligenz“ gemeint; denn Intelligenz kommt nach der in der Scholastik üblichen Herleitung von „*intus legere*“, das heißt im Inneren lesen, ein Einsicht vom Inneren gewinnen.

Dem geistigen Einsehen ist es weiterhin eigentümlich, daß es nicht an dem einmalig zufälligen Bilde hängen bleibt, sondern in dem einmal durchschauten Sachverhalt etwas ein für allemal begreift, darin ein Beispiel für etwas überhaupt ersieht. Einem Schimpansen wird erst unter dem Druck des unmittelbar biologischen Bedürfnisses ein Stock zum Instrument, mit dem er die begehrte Frucht heranzuholen will. Ist die Banane erlangt, dann fällt der Stock wieder der biologischen Bedeutungslosigkeit anheim. Er bleibt unbeachtet, wird sinnloses Hindernis oder bloßes Spielzeug. Wenn auch im Einzelfalle der Stock als Mittel verwandt wird, so wird doch dabei die Mittel-Zweck-Beziehung nicht eigens herausgehoben und der Charakter des Stockes als Instrumentes ein für allemal erfaßt. Das aber tut das geistige

Erkennen. Ihm erschließt sich im erkannten Einzelfall ein Beispiel für etwas überhaupt, oder — wie wir jetzt sagen können — ein allgemeiner Wesensverhalt. Damit haben wir eine weitere entscheidende Wesenstatsache des geistigen Erkennens herausgestellt. Es bleibt nicht, wie das sinnliche Erkennen, am zufälligen Hier und So haften, sondern dringt am Einzelfall in allgemeine Wesenszusammenhänge ein. Damit erschließt sich ihm das Innere der Welt. Nicht so, als ob damit die Dinge aus ihrem eigentlichen Seins- und Wesenskern heraus unmittelbar erkannt werden könnten, aber doch so, daß grundsätzlich dem Bemühen geistigen Eindringens die innere Weltbeschaffenheit nicht verborgen bleibt. Sie sind ihm enthüllt; a-letheia = Unverborgensein ist Wahrheit. Grundsätzlich kann an einem Einzelfall etwas für alle möglichen Fälle schlechthin Geltendes erkannt werden. Das eben erst erschließt dem geistigen Begreifen des Menschen eine ganz neue Welt. Er vermag in ihr Inneres einzudringen. Ihm ist damit zugleich das „Fenster ins Absolute“ (HEGEL) aufgetan.

Das Tier bleibt sich immer vitales Bezugszentrum. Sein Bezug zur Umwelt wird immer durch vitale Bedürfnisse geleitet. Nie vermag es davon abzusehen (zu „abstrahieren“). Mag ihm auch ein gewisser Spielraum seines Erlebens gegeben sein, mag es einer gewissen Erweiterung durch Lernen und Sichanpassen an besondere Verhältnisse fähig sein, so ist diese Anpassungsfähigkeit eben rein artspezifisch festgelegt und vermag nie ein gewisses Ausmaß zu überschreiten. Keinem Tiere ist es gegeben, sich vom Vitalbegehren zu lösen und völlig bedürfnisfrei einen Sachverhalt als „Ding an sich“ zu erfassen.

In seinem geistigen Selbstergreifen vermag der Mensch sich als bloßes Lebewesen zu überschreiten. Er kann sich selbst sein Leben zum Gegenstand seiner Erkenntnis machen, wie er auch sein Leben nicht bloß lebt, sondern es selbst führt. Damit gewinnt er von sich selbst Abstand. Er allein kann in Ironie, Humor und Lachen diesen Abstand vom bloßen Leben bekunden. Er allein vermag auch Hand an sein eigenes Leben zu legen.

Das Tier bleibt sich selbst Zentrum seiner Welt. Alles andere ist für das Tier nur insofern da, als es auf dieses Eigen-Zentrum hin Bezug hat. Mit-hin ist das Korrelat des tierischen Seelenlebens die „Umwelt“, das Korrelat des menschlichen Geistes hingegen ist die „Welt“, die Welt schlechthin. Der Mensch vermag abzusehen von seinem Vitalantrieb, die Welt-Dinge um ihrer selbst willen zu betrachten. Ja, er vermag schließlich sogar das Zentrum, um das sein Leben kreist, aus sich hinaus zu verlegen. Er ist fähig zu einem „exzentrischen“ Leben. Die Gewinnung neuer Einsichten kommt nie an ein natürliches Ende, sondern ist unbegrenzt erweiterungsfähig. So eignet dem Menschen auf Grund seiner geistigen Fähigkeit eine gewisse — freilich, um mit HEGEL zu sprechen: eine „schlechte“ — Unendlichkeit.

Es stellt die letzte Folge eines Sichanbequemens an die verwaschene Redeweise der Gegenwart dar, wenn MAX SCHELER den Intelligenzbegriff gänzlich vom Geiste trennt und damit im Grunde das bezeichnet, was wir mit sinnlichem Erkennen durch die vis aestimativa bezeichnet haben. Geht man auf den genuinen Wortsinn zurück, auf das Hinein-Sehen ins Innere des Dinges, was mit dem Wort „Intelligenz“ gemeint ist, so kann es keine Frage sein, daß dieser Begriff in einer geläuterten zuchtvollen philosophischen Fachsprache dem geistigen Begreifen des Menschen vorbehalten sein sollte.

Haben wir ein Recht, das sinnliche Erfassen einer Einzelbeziehung, wie sie dem Tier möglich ist, auch mit „Erkennen“ zu bezeichnen? Es ist für uns durchaus nicht eine uneigentlich übertragene oder poetische Redeweise, wenn wir sagen, ein Hund „erkennt“ seinen Herrn auch nach Jahren der Trennung wieder. Die Freudenäußerungen des Hundes werden uns nur verständlich durch die Annahme eines „Wiedererkennens“. Es entspricht also durchaus dem natürlichen und gewachsenen Sprachgebrauch vom tierischen „Erkennen“ zu sprechen. Freilich müssen wir bei der Verwendung des gleichen Begriffes für Mensch und Tier uns bewußt bleiben, daß es sich hier nicht einfach um einen eindeutigen Begriff (univok) handelt, sondern um einen analogen, der für Mensch und Tier nicht in ganz gleicher Weise ausgesagt werden kann. Gegenüber allen vorwissenschaftlichen anthropomorphistischen Redeweisen besteht eine wesentliche Aufgabe der Wissenschaft darin, das genaue Maß dieser Analogie festzulegen, wieweit die inhaltliche Gleichheit des Begriffes geht und wo die Verschiedenheit beginnt. Das gilt übrigens nicht bloß für die Tierpsychologie, sondern für den ganzen Bereich der Wissenschaften, die sich mit nichtmenschlichen Gegenständen befassen. Es gilt selbst für Physik und Chemie. Auch deren Begriffe sind ursprünglich von der menschlichen Eigenerfahrung hergenommen, wie die Begriffe Stärke, Kraft, Energie usw. Längst hat die exakte Naturwissenschaft das besondere Maß der analogen Gültigkeit dieser Begriffe festgelegt, so daß es uns heute gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, daß es sich um analoge Begriffe handelt. Erst heute, wo wir um eine Schicht weiter vorstoßen, hinter der makrophysikalischen Welt die andere des Mikrophysikalischen gewinnen, wird die Wissenschaft sich wieder bewußt, daß diese Schicht nur erreicht werden kann durch uneigentliche analoge Modell-Begriffe, die trotz ihrer Analogheit Exaktès auszusagen vermögen, sofern nur das Maß ihres Analogseins festgestellt wird.


Eben das sauber herausgestellte Maß der Analogie von sinnlichem und geistigem Erkennen gibt zugleich die Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Unterschiedes zwischen Tier und Mensch. So verschieden Wurm und Affe ihrer körperbaulichen Organisation nach sind, so verschieden auch ihre Ausstattung mit Sinnesorganen ist, so kommen sie doch beide in dem einen überein, daß sie aus dem Banne der Naturführung nicht entlassen werden. Sie sind beide Tiere. Umgekehrt, so verwandt Affe und Mensch ihrem Körperbau nach sind, so besteht die trennende Kluft zwischen beiden doch darin, daß der Affe nur ein sinnliches Erkennen hat und von der Führung seiner Natur nicht loskommt, der Mensch hingegen in das Innere der Dinge einzudringen in der Lage ist, wobei sich ihm die Naturführung lockert und er gezwungen wird, den freien Spielraum, den diese Lockerung der Naturführung ihm gibt, durch Selbstführung auszufüllen. So ist der Mensch naturnotwendig angewiesen auf „Kultur“, das heißt Selbstpflege einer Eigenwelt. Zu dieser Kultur gehören Sprache, Sitte, Sittlichkeit, Kunst, Wissenschaft und Religion. Diese Gebiete müssen dem Tier wesensnotwendig verschlossen bleiben, weil ihm die Fähigkeit zu geistiger Einsichtnahme und Selbstführung abgeht. Ein Tier wird niemals sprechen im menschlichen Sinne, weil es eben nichts zu sagen hat.

## Der Mensch als Doppelwesen

„Natur“ und „Geist“ werden heute vielfach in einseitiger Weise einander gegenübergestellt, so daß die Einheit des Menschen durch diese Entgegensetzung zerrissen wird. Nur kurz sei hier darauf hingewiesen, daß diese versuchte Zerreißen in keiner Weise den Tatsachen gerecht wird. Im Laufe des neuzeitigen Philosophierens haben sich diese beiden Begriffe „Natur“ und „Geist“ zu zwei Gegensatzbegriffen entwickelt, die sich gegenseitig ausschließen. Aber sie sind keineswegs solche sich ausschließenden Gegensätze. Auch der menschliche Geist hat seine „Natur“, das heißt seine vorgegeben festgelegte Wirkweise. Niemals vermag er dieser seiner eigenen Natur zu entkommen. Er nimmt dadurch weitgehend teil an der organischen Natur. Dem Menschen gelingen nicht Einsichten, wie und wann er sie wünscht; alle großen Einsichten und Erfindungen brauchen ihre Zeit des Wachsens und Reifens. Unerwartet und überraschend kommen oft Einsichten, um die lange vergeblich gerungen war, deren Erreichung durch bewußte Anstrengung schon aufgegeben war. Doch wuchs das Einsehen naturhaft weiter, so daß am Schluß die reife Frucht dem schon nicht mehr Suchenden in den Schoß fallen konnte.

In einseitiger Weise hat die aristotelisch-scholastische Philosophie in der Geistseele des Menschen das aktive formende Prinzip des Menschen gesehen, in dem Körper jedoch das passive Substrat, das geformt wird. In ebenso einseitiger Umkehrung spricht man heute von der Ohnmacht des Geistes (SCHELER), der von sich aus unfähig zur Tätigkeit ist und erst des Antriebs vom vitalen Leben bedarf, um in Aktion zu treten. Auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte. Der menschliche Geist hat sehr wohl die Macht, in die Lücke einzuspringen, die die Lockerung der Naturführung dem Menschen läßt, um das Leben in menschlicher Weise selbst zu führen. Wenn die sinnlich-vitalen Antriebe mit viel größerer Heftigkeit den Menschen antreiben, der Geistführung widerstreben, den Geist gar oft überrennen, so liegt doch damit keine Schisis des menschlichen Wesens vor, die es in seiner ontischen Wurzel zerschneidet, sondern nur ein Widerstreit der Ansprüche von Ausgliederungen seines einheitlichen Wesens, die zu überwinden der Geist berufen ist. Daß diese vordergründige Schisis überwunden werden kann, dafür stehen als vollgültige Zeugen die abgeklärten Weisen und Heiligen da, die das Ziel einer vollen Wesensharmonie erreicht haben.

Auch der Mensch ist noch Naturwesen, freilich ein geistig aufgebrochenes Naturwesen. Auch ihm eignet noch die sinnliche Ausstattung als Grundlage seiner geistigen Fähigkeiten. So besitzt er auch ein doppeltes Erkenntnisvermögen, ein sinnliches und ein geistiges Erkenntnisvermögen. Die heutige Psychologie freilich leugnet meist eines der beiden Erkenntnisvermögen und gesteht dem Menschen nur ein einziges zu. Doch eine kleine Selbstbeobachtung kann uns von der Tatsache überzeugen, daß auch in uns eine naturhafte *vis aestimativa* tätig ist, die ihre *iudicia naturalia* fällt. Für gewöhnlich freilich fallen uns ihre Urteile nicht auf. Erst dann, wenn diese Urteile in eigensinniger Weise abweichen von unseren geistig bewußt vollzogenen Urteilen, kann uns das Vorhandensein der *vis aestimativa* deutlich werden. Eine solche Diskrepanz der *iudicia naturalia* von unseren geistig bewußten Urteilen liegt vor bei den Schätzungstäuschungen, die für die Psychologie gewöhnlich ein unverstandenes Kuriosum bilden. Solcher Schätzungstäuschungen gibt es sehr viele. Es genügt hier, uns den ein-

fachsten Fall vor Augen zu führen. Wir ziehen eine Linie, halbieren diese sorgfältig, so daß wir überzeugt sind, beide Teile sind gleich lang. Dann aber setzen wir an die beiden Endpunkte und an den Mittelpunkt kleine Pfeile an, die für die eine Hälfte nach innen, für die andere Hälfte nach außen weisen, nach Art der beigefügten Figur. Trotz der rational-bewußt vollzogenen Halbierung können wir uns dem Eindruck nicht entziehen, daß die Hälfte,  deren Pfeile nach innen gerichtet sind, wesentlich kürzer als die andere erscheint. So sehr sich unser bewußtes Urteil auch dagegen sträuben mag, es kann sich von dem natürlichen Eindruck nicht losmachen. Offensichtlich liegt diesem Eindruck des Kürzer- bzw. Längerseins der einen Hälfte ein sinnliches Schätzungsurteil zugrunde. Darin wird nicht nur die Linie selbst beurteilt, sondern auch der von den Pfeilen mit umschlossene Raum.

Sinnliche Schätzungsurteile sind gleich bei dem, was man das „Zählen der Tiere“ genannt hat, wie beim „Zählen“ des Buschmannes. Obgleich Tiere in unserem menschlichen Sinne nicht zählen können, haben sie doch eine ausgesprochene sinnliche Schätzung einer Menge. In ganz gleicher Weise gibt es primitive Völker, die in buchstäblichem Sinne nicht bis auf zehn zählen können und trotzdem ein erstaunliches sinnliches Schätzungsvermögen besitzen. Mag ihre Herde auch aus mehreren hundert Stück Vieh bestehen, so fällt ihnen doch auf, wenn in dieser Menge ein einziges Tier fehlt.

Wenn also heute Tierpsychologie und Humanpsychologie sich darin begegnen, daß beide die animalische Seelenschicht durchforschen, da bei Menschen, dort für das Tier, so besagt das in keiner Weise, daß damit der Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch eingerissen wird, denn hat auch der Mensch mit dem Tier die animalische Seelenschicht gemeinsam, so besitzt er darüber hinaus eine wesensmäßig andere, neue, eben die geistige Wesensschicht.

### Der Mensch das „gefährdete“ Wesen

Dadurch, daß der Mensch nicht mehr einfach von seiner Natur geführt wird, sondern er gezwungen ist, sein Leben selbst zu führen, entbehrt er der natürlichen Sicherheit, die die Natur dem Tiere gewährt. Schon bei dem Tier, das der Mensch aus dem Zusammenhang der Natur herausreißt und als Haustier in seinen Dienst stellt, wird das natürliche Gleichgewicht seines tierischen Lebens gestört. Unter dem Zwang einer Auslese in Richtung auf den menschlichen Nutzen hin wird Fettleibigkeit, Fügsamkeit, Fortpflanzungsdrang u. a. in einer Weise großgezogen, daß die Folgen unverkennbar als Auswüchse und Verfallserscheinungen zu bezeichnen sind. Unser Huhn, das bald nach seiner Eiablage gackert, stellt ein Beispiel eines solchen Verfalles dar. Sein wilder Vorfahre, das Bankivahuhn, schleicht nach der Eiablage zuerst still davon und gackert an anderer Stelle, um etwaige Feinde vom Neste wegzulocken. Durch Ausfall des Mittelteils der Handlungsfolge, des Davonschleichens, ist das Ganze ins Sinnlose verkehrt. Auch die Ueberzüchtung des Geschlechtstriebes ist als typisches Domestikationsprodukt anzusprechen. Sexualität im engeren Sinne kann bei Tieren, etwa bei Fischen, völlig fehlen. Die Sexualität beim Tiere unterliegt einer ganz ausgesprochenen sinnvollen Naturführung. Es ist deshalb ganz unrichtig,

menschliche Ausschweifungen dieser Art als „tierisch“ oder „viehisch“ zu bezeichnen, viel richtiger sollte man sie „menschlich-allzumenschlich“ heißen.

In heutigen ernsthaften Versuchen um Selbstdurchleuchtung der menschlichen Existenzlage taucht begreiflicherweise immer wieder der angstvolle Verdacht auf, ob nicht der zivilisierte Mensch im Begriff ist, Opfer einer Selbstdomestikation zu werden. Verliert er nicht durch einseitige Züchtung seines technischen Verstandes noch ursprünglich naturhaft angeborne Spielregeln? Wohl gibt es auch bei den Tieren Rankämpfe, aber auch ein naturhaftes Maßhalten darin. Im Wolfsrudel bietet der unterlegene Partner dem Gegner seine verletzlichste Stelle, den Hals mit der Schlagader, dar, woraufhin der Sieger den Besiegten augenblicklich losläßt. Bei mittelalterlichen Ritterkämpfen forderte die Ritterehre vom Sieger, dem Unterlegenen beim Aufstehen zu helfen und ihm die Wunden zu verbinden. Der zivilisierte Massenmensch der Gegenwart verliert aber das letzte Stück der Naturführung, der im ritterlichen Takt gepflegt wurde. Dieser Gefahr zu begegnen, erscheint es als eine wesentliche Aufgabe des Menschen, auch das Hinhören auf die Stimme seiner besseren Natur zu pflegen, zu „kultivieren“. Der Ruf: „Zurück zur Natur!“, der heute von biologistischen Menschenlehren erhoben wird, kann nicht in dem Sinne gelten, daß der Mensch sein geistiges Eigenleben, seine Kultur auslöscht, sondern nur in dem Sinne, daß seine geistige Kultur die Natur aufhebt zu einer lebendigen spannungsreichen Einheit von Natur und Geist.

1) Noiré, Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, 1880, zit. nach M. Ettlenger, Ueber Werkzeugegebrauch bei Tieren, Phil. Jahrb. 37. Bd., 1924, 2.

2) Max Scheler, Die Stellung des Menschen im Kosmos. 1947, 32.

3) Hans M. Peters, Grundfragen der Tierpsychologie. Ordnungs- und Gestaltungsprobleme, 1948, 114.

4) Josef Pieper, „Anthropo-Biologie“, in: Frankfurter Hefte, 1946, 685.

5) O. Spengler, Der Mensch und die Technik, 1931, 23 u. 34.

6) Die Berichte aus dem Affenleben nach: Herbert Fritsche, Tierseele und Schöpfungsgeheimnis, 1940.

7) Vgl. hierzu: P. Häberlin, Kinderfehler als Hemmungen des Lebens 1921, und G. Siegmund, Kinderfehler usw. in: Christentum und gesundes Seelenleben, 1940.

8) Nach M. Ettlenger, Philosophische Fragen der Gegenwart, 1921.

9) Nach E. S. Russell, Lenkende Kräfte des Organischen. Deutsch v. R. Keller (o. J. ca. 1946).

10) F. J. J. Buytendijk, Wege zum Verständnis der Tiere (o. J. ca. 1938), 43.

11) Die Zitate von Heinroth sind dem Begleittext zu seinem Film „Die Triebhandlungen des nestjungen Kuckucks“ (Reichsanstalt für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht. Hochschulfilm C 385/1940) entnommen.

12) H. M. Peters, Grundfragen der Tierpsychologie, 1948, 54.

13) Eugène N. Marais, Die Seele der weißen Ameise. ins Deutsche übersetzt von M. v. d. Groeben, 1946, 55.

## Summary

Since the century of French rationalism, the question of the nature of the difference between man and the animal has been a moot point in philosophy. Köhler's tests of intelligence on chimpanzees didn't give a solution of the question either, because they were founded on the prejudice

of a psychically exceptional position of anthropomorphous apes. What modern psychology of animals calls animal "intelligence" is really the effect of the *vis aestimativa* through which the animal is capable of a particular sensual cognition. Spiritual cognition, however, opens quite a different rank of being to man. The gulf between men and animals is not to be bridged.

### Résumé

Depuis le siècle philosophique français, il n'y a pas beaucoup de questions qui aient été autant discutées que celle de l'essence de la différence entre l'homme et l'animal. Les examens d'intelligence que M. Köhler a faits avec des chimpanzés n'ont pas livré d'éclaircissement non plus parcequ'ils partirent du préjugé d'une condition psychique particulière des anthropoïdes. Ce que la psychologie moderne des animaux appelle «l'intelligence» animale, ce n'est rien que l'action de la *vis aestimativa* par laquelle l'animal est capable de reconnaître d'une manière sensible et particulière. Mais c'est la connaissance intellectuelle qui ouvre à l'homme une sphère d'être tout à fait différente. L'abîme entre l'homme et l'animal ne peut être comblé.